Gall. sp. 7.-1

Ansichten

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632001750019

<36632001750019

Bayer. Staatsbibliothek

Französ. Gesch.

Ansichten

von

Paris.

Nihil admirari.

R

Erster Band.

Zürich, bei Heinrich Geßner. 1809.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich habe gar nicht Lust, mich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß es der Schriften über Paris nun einmal genug sei.

Wenn ich nichts weiter gebe, als Ansichten, so sind sie wenigstens meine eigenen, und ich überlasse es jedem, sie mit mir zu theilen.

In sofern dürfte ich vielleicht schon berechtigt sein, die Aufmerksamkeit meiner Leser in Anspruch zu nehmen. Gelingt es mir aber, ihnen einen Theil des Frohsinns abzutreten, der mich auch in unserer Zeit nicht verlassen, so habe ich ein verdienstliches Werk gethan.

Dies ist meine Absicht bei dieser Schrift. Ich wünsche sehr, sie in den Bemerkungen eines deutschen Beobachters über die unschuldige Tagsgeschichte einer Stadt, welche in ihrer Art immer einzig bleiben wird, nicht unglüklich erreicht zu haben.

Zürich, den 2. November 1808.

Der Verfasser.

I.

Anstalt für Blinde.

Den 26. Januar.

Von Zeit zu Zeit geben alle dergleichen Anstalten in Paris eine Art von öffentlichen Schauspielen, die mich immer an die Aufführung lateinischer Theaterstücke erinnern, wie sie ehemals in den höhern Schulen gewöhnlich war. Das Publikum soll doch sehen, daß man es sich sauer werden läßt, daß man was gelernt hat; und da es eine zu große Geistesanstrengung nicht liebt, so sucht man ihm eine kleine, aber angenehme Mühe zu machen. Diese Mühe besteht darin, daß es eine oder mehrere Stunden warten muß, bis die Uebungen anfangen; das Angenehme aber, daß es eine Menge Dinge sieht und hört, an die es nie gedacht hat, und welche ihm in der Regel

so wohl gefallen, daß es häufig durch Klatschen seine Freude und seinen Beifall zu erkennen giebt.

Da man heutzutage, auch ohne diese Anstalten selbst gesehen zu haben, so ziemlich gut weiß, was daran ist, dergleichen öffentliche Uebungen aber am allerwenigsten zu ihrer nähern Kenntniß führen, so ist mir das Publikum bei solchen Gelegenheiten das Interessanteste. Aber wenn es schwer ist eine Satyre zu schreiben, so ist es in Paris wenigstens nicht leicht, keine zu schreiben; denn es drängen sich jedem, der nur die Augen offen hat, auf allen Seiten eine Menge lächerliche Karaktere auf, deren ganz allgemeine Selbstzufriedenheit unwiderstehlich zum Spotte hinreißt. Und dieses ist sogar da der Fall, wo die Vortreflichkeit einer öffentlichen Anstalt, die Liberalität, mit welcher sie jedem zum Genuß und zur Belehrung geöfnet ist, und selbst das Rührende einer Gesellschaft in unsern Augen unglüklicher Menschen doch eine ganz andre Stimmung hervorbringen sollte, als die, welche der Satyre am günstigsten ist.

Ich möchte um alles in der Welt nicht die Einfigkeit dieser armen Blinden, das Groteske in vielen ihrer Gesichter und Bewegungen lächerlich finden. Lächerlich nur ist die Thorheit; und Menschen, welche nie die Sonne gesehen haben, sind all den Albernheiten, die in ihren Strahlen wandeln, weit weniger ausgesezt, als wir andern, die wir Augen haben sie zu sehen. O um wie viel klüger sind sie, als ihre sehenden Mitbrüder! Was sie wissen, zeigen sie so gerne; worauf sie stolz sein dürften, geben sie mit der liebenswürdigsten Furchtsamkeit von sich; und wie wenig verbergen die Geübtern unter ihnen ihre Freude, zu zeigen, daß sie auch etwas gelernt haben! — Wahrlich, man möchte mit ihnen vor Freude weinen!

Aber auf so schönem klaren Grunde muß das Lächerliche auch stehen, wenn es sich recht frech herausheben soll. Unter den Zuschauern waren drei Hauptpersonen, von welchen die Eine mit den beiden andern den schärfsten Kontrast bildete. Ich will sie nicht nennen, um den Verdacht der

Schmeichelei zu vermeiden; denn es ist ein deutscher Fürst, dem diese Blätter in seinen Verhältnissen schwerlich je zu Gesicht kommen, und der, wenn dies auch geschieht, sich wenigstens nicht erkennen wird. Wie würdig war sein Benehmen, wie fürstlich seine Herablassung, wie rein menschlich seine Theilnahme an dem Guten, was in dieser Anstalt geschieht! Aber wie so gar nichts von alle dem in der zwoten Hauptperson, einem Fremden von ausgezeichnetem Range, aber in Verhältnissen, die weit mehr an ihn fodern lassen, als wir an jeden Fürsten fodern können! Es ist unmöglich, größere Unwissenheit zu zeigen, und dennoch besser sich mit ihr helfen zu können. Denn wenn er es ganz unbegreiflich fand, daß ein Blinder die Form der Buchstaben durch die Bewegung eines Griffels in den vertieften Zügen derselben kennen lernt, so hat er doch nur gezeigt, daß es ihm unendlich schwer geworden ist, mit sehenden Augen das Nämliche zu lernen. Das Publikum lächelte freilich darüber, weil ihm bei seinem schlichten Menschenverstande vorkam, als

ob es noch schwerere Dinge gäbe; aber gutmüthig genug, wie es auf Augenblicke immer ist, ließ es sich ihn mit etwas, das wie esprit und Wiz klang, bei ihm wieder zurecht setzen. Denn nachdem der blindgebohrne, sehr liebenswürdige Mathematiker, Paingeon, eben so richtig als bescheiden über die anziehende Kraft des Magnets und die Lichtstrahlen gesprochen, und sich am Ende ehrfurchtsvoll gegen die sehenden Menschen verbeugte, die er eben belehrt hatte, so sagte er ihm: Monsieur, il faut avoir autant de lumières, pour parler comme vous sur la lumière. So was ist genug, um ein Pariser Publikum in den lebhaftesten Enthusiasmus zu setzen, und es war völlig die nämliche Stimmung, welche einst den jetzigen Kardinal Maury plözlich so ganz anders ansah, als er die Menge, die ihn an den Laternenpfahl hängen wollte, fragte: werdet ihr denn heller sehen, wenn ich daran hänge? Jeder, der vorher von unserm Mann gedacht hatte, er hat keinen Menschenverstand, rief jezt: wie viel Geist hat doch der Mann! und klatschte aus allen Leibeskräften.

Klatschen müssen sie nun einmal, und es soll mich Wunder nehmen, wenn sie nicht auch in der Kirche klatschen; denn ihr großer Kaiser kann ja die blutigste Schlacht gewinnen, Cuvier die tiefste Entdeckung in der Naturgeschichte gemacht, Talma den genialischsten Strahl des innern Menschen auf seinem Aeussern zücken gelassen haben, sie klatschen. Ich weiß nicht, wie es kommt; aber es hat mich nie, wenn ich das Vortreflichste sah, wie Klatschen angewandelt.

Ich will aber ja den dritten Mann nicht vergessen; denn ihn darf ich kühn die größte Merkwürdigkeit unter allen den mehreren Hunderten nennen, welche sich hier befanden. Es war ein Genie, meine Freunde; einer von den erhabenen Geistern, die die allgemeine Bahn verlassen, und sich eine eigene suchen. Er gehört unter die Klasse der Erfinder, wie Fränklin, Columbus, Guttenberg und Rumford; nur mit dem Unterschied, daß seine Erfindung nicht in die Klasse der genannten Männer gehört, sondern ungefähr unter die, welche Lichtenberg durch die berühmte Pfropf-

ausziehmaschine bezeichnet hat. Solcher Männer giebt es in Paris manche. Ihre Physiognomien sind gewöhnlich interessant, und sprechen Talente aus, die sich falsch entwickelt haben. An ihrer leichten Behandlung der schwersten Dinge erkennt man den Mann, der nur den Punkt ausser der Erde bedürfte, um sie aus ihren Angeln zu bewegen. Sie scheinen alles aus bloßer Liebhaberei zu treiben, weil den größten Köpfen das Schwerste nur Spielwerk ist. Sie schliessen sich gerne an die ersten Stände an, indem das Genie zu jeder Auszeichnung berechtigt; lassen sich aber doch öfters für einige Franks zu den geringern nieder, weil jeder Mond seine Finsterniß hat, und man auf den erhabensten Flügen des Geistes auch zu Mittag essen muß. Kurz, sie wissen mit Wenigem zufrieden zu sein, wenn sie wenig haben, gleich Diogenes; bitten aber, wenn ihnen das Glük einen Alexander zuführt, ganz um etwas anders, als um einen Sonnenstrahl.

In diese Klasse gehört mein Mann, und näher will ich ihn nicht bezeichnen, auf daß er ja nicht

berühmt wird; denn das fehlt nur noch, um solche Leute gänzlich zu Grunde zu richten. Und davor mag mich Gott bewahren! Er bleibe also immer in seiner Dunkelheit, sei dem Publikum nur durch Ankündigungen in den petites affiches, und den Vornehmen blos durch seinen guten Appetit bekannt. So wie ich ihn hier ein Bißchen seine Rolle habe spielen lassen, mag er sich in sein Dachkämmerchen wieder zurükschleichen.

Wer jemals das Glük gehabt hat, Genie's kennen zu lernen, der weiß, daß sie etwas vorlaut sind. Das war nun mein Mann auch, der sich hier neben einem Vornehmen, den er herbegleitet hatte, ein bescheidenes Protektionsair gab, welches ihm wunderbar gut anstand. Er unterbrach die Uebungen durch einsichtsvolle Fragen, gut gedrehte Komplimente, und jedesmaliges Aufmerksammachen auf die tours de force. Mich wollte bedünken, daß man in solchen Fällen besser schweigt, und daß mancher seine ganze gute Meinung blos der kleinen Kunst, nichts zu sagen, wenn man nichts zu sagen weiß, verdankt. Aber

für Genie's hat Plutarch seinen vortreflichen Traktat umsonst geschrieben. Diese wissen was besseres zu thun, als bescheiden zu sein, und mögen vielleicht am Ende nicht unrecht haben, wenn sie ihrem Dämon folgen. Hier gieng das Ding lange recht gut, aber am Ende wird jeder von seinem Schiksal erreicht. Das war der Fall; denn als die Uebungen der Blinden eine ernsthaftere Wendung nahmen, und die Mathematik vorgenommen wurde, kam es darauf an, eine Aufgabe aus dieser Wissenschaft zu geben. Aber um dies zu thun, mußte man Mathematik verstehen; und da ein Genie alles versteht, so ist die größte Gefahr, wenn es sich nicht zu helfen weiß. Hier treten jedoch zur rechten Zeit seine Bescheidenheitsperioden ein; sie sind selten, wie die Unregelmäßigkeiten in der Zahl der Jahrstage, müssen aber, wie die Schaltjahre, dem Ding wieder ins Geleise helfen. Wer ist nun bescheidener, als mein Genie? Wer wird auch immer allein sich anmassen wollen, für eine ganze Gesellschaft das Wort zu führen, in der so viele

Männer und selbst Damen von Geist und Kenntnissen sind? Nein, dazu läßt er sich nicht mehr bewegen. Er treibt die Bescheidenheit beinahe bis zur Laune eines Virtuosen, und mein armer Mathematiker muß sich sein Thema selbst wählen, oder es sich von seinem braven Lehrer geben lassen.

Dies geschieht nun, und der geschikte Paingeon sagt uns schöne Dinge über sein Fach. Während der Zeit hat das Genie in seiner Bescheidenheit ausgeruht, und sich auf seine Ehrenrettung besonnen. „Nein, Herr Paingeon, Sie kommen uns nicht sogleich wieder weg; man hört Ihnen gar zu gerne zu.“ Und nun folgen Fragen über den Magnet und Galvanismus. Aber dies sind ja keine mathematische Aufgaben? Das ist wohl wahr, allein für unser Genie ist alles Mathematik, was es nicht versteht. Es hat wahrscheinlich heute Morgen etwas in einem Zeitungsblatt über diese Gegenstände gelesen.

Statt also, wie man ihn um eine mathematische Aufgabe ersuchte, mit dem Papagei in der

Fabel zu antworten: meine Herrn, ich pfeife wohl, aber ich singe nicht, schwieg er bescheiden stille; aber, als ihn niemand mehr hören wollte, konnte er nicht endigen, wie die Virtuosen, welche einem die Zeit, die es kostete, sie zum Instrumente zu bringen, recht gut wieder einholen.

So was fühlen aber wenige Franzosen mehr, weil sie zu sehr an dergleichen Charlatanerien gewöhnt sind, und überhaupt alles nur als Spielwerk annehmen. Es ist nichts leichter, wenn man sie kennt, ihren Enthusiasmus zu erregen; aber auch nichts schwerer, als ihn zu erhalten. Dergleichen Genie's müssen sich daher mit einer Apotheose von fünf Minuten begnügen, und haben denn ihr ganzes übriges Leben fort Zeit genug, auf ihren Lorbeeren auszuruhen.

Ich wiederhole es noch einmal, die meisten solcher Männer, die ich kennen gelernt habe, waren Leute von Talenten. Aber ihr Kopf hatte eine so einseitige Richtung genommen, die Eitelkeit alle ihre Geisteskräfte so sehr auf einen Irr-

punkt konzentrirt, daß sie dadurch für die Menschheit verlohren giengen. Paris ist reich genug an solchen Männern; man sieht oft mit Wehmuth köstliche Gaben und seltene Talente an die Ausschmückung einer falschen, oder wenigstens nur scheinbar nüzlichen Idee verschwendet, und es thut mir leid, dies auch von einem deutschen Landsmann sagen zu müssen, der übrigens mit dem obigen Genie nichts, als eine gleich falsche Richtung gemein hat; denn Doktor Seyfferts Sprachreformwahn ist das Resultat der tiefsten Sprachkenntniß.

II.

Anstalt der Taubstummen.

Den 28. Dec. 1807.

Ich habe einer Vorlesung des Abbe Sicard's in dieser Anstalt beigewohnt. Sie dauerte drei völlige Stunden, und er würde wohl noch nicht aufgehört haben, wenn er nicht der Ungedult seiner Zuhörer nachgegeben, welche schon anfiengen sich zu verlaufen. Sein Vortrag ist äusserst lebhaft, voll Mimik, nicht gerade logisch, aber mit muntern Einfällen und Sarkasmen vermischt, von denen ich ihn einen, freilich sehr wahren, les ignorans sont commodes, öfters wiederholen hörte.

Im Ganzen sah man, daß er ihn für ein sehr gemischtes Publikum eingerichtet hatte, d. h. éminemment français, wie sich ein Zeitungsblatt dieser Tage über den Geist der voltaireschen Werke ausdrükt, und sich selbst durch essentiellement frivole et léger jusque dans les sujets les plus graves erklärt. Dies schließt aber gar nicht

aus, daß nicht hie und da sehr pathetische Stellen vorkämen, die mir aber ausser dem Plaz schienen, wenn sie gleich die, dieser Nazion so sehr beliebten Kontraste bildeten. Dieser Ton veränderte sich übrigens, so bald er nicht mehr zu dem Publikum, sondern von sich selbst sprach. Offenbar verbarg der ehrliche Mann hier die Freude über das: ich hab's gefunden, ein Bißchen zu wenig, und ermüdete seine Zuhörer mit methaphysischen Spekulazionen und Etymologien, von denen die Meisten nichts verstanden. Einem Manne von Sicard's Verdiensten verzeiht man aber eine kleine Schwachheit gerne, die in seinen Verhältnissen um so natürlicher ist, da er seine meiste Zeit unter Menschen verlebt, in deren Augen er das erste aller Wesen ihrer Gattung sein muß, weil sie nur durch seine Hülfe mit dieser in Verbindung gesezt werden.

Die Kunststücke, welche er seine Schüler machen läßt, sind bekannt. Sie verlieren viel von ihrem Ueberraschenden, weil man zu deutlich sieht, wie sie auf alles gefaßt sind, und weniges

nur Wirkung und Eingebung des Augenbliks ist. Taubstumme sind Naturmenschen, und es ist widerlich, einen solchen vor sogenannten gebildeten Menschen seine Künste zeigen, das heißt, die reinen Klänge der Natur hören zu lassen.

Sicard hat sich verschiedene Taubstummen als Lehrer nachgezogen. Sie sind in Alter und Ausbildung verschieden, und der Erste und Aelteste unter ihnen, Massieu, übertrift die andern weit. Er ließ sie die Definizion von circonspect, parasit u. dergl. mimisch darstellen. Sie gaben sie alle ganz verständlich; bei Massieu hingegen wurde jede Definizion zu einer Art von Drama, das den ganzen Sinn dieser Worte durchlief, und eine Reihe von Darstellungen lieferte, welche den Karakter des Parasiten ganz vollständig aussprachen. Dieses sezte nun natürlich einen grossen Reichthum von Lebenskenntniß voraus, und sein Institut war wohl nicht der Ort, wo sie sich erwerben ließ. Er wurde dabei oft satyrisch, wie z. B. bei der Definizion des Worts Ambassadeur, die er dadurch gab, daß er mit beiden Ohren

überall hinhorchte, und dann die Pantomime des Schreibers machte. Da man nun natürlich zum voraus wußte, was es zu bedeuten hatte, so war jeder damit zufrieden; sonst aber wäre sie offenbar unverständlich gewesen, indem er nur einen Theil des Geschäfts eines Gesandten ausgedrükt hatte. Uebrigens gerieth er dabei in die größte Hitze, gestikulierte mit Heftigkeit, und lallte in seinem Eifer oft unartikulierte Töne.

Das Bewundernswürdigste bei dieser Zeichensprache sind die grammatikalischen Bestimmungen der verschiedenen Abstufungen des Vergangenen, des Zukünftigen u. s. w. Die Zeichen für einzelne Buchstaben aber sind natürlich nicht schwerer, als die Schriftzeichen derselben. Dies ist auch bei denen der Fall, welche blos Ideen bezeichnen, indem sie meist konvenzionell sind, und nichts erfodern, als daß die Vorstellung davon klar vor der Seele steht. Diese wird zum Theil selbst erwekt, sobald man alle sinnlichen Gegenstände und ihren nächsten Zusammenhang erkannt hat, und der Lehrer kann es eben nicht sehr schwierig

finden, der Natur nachzuhelfen, und dies um so weniger, da die Begreifungsfähigkeit der Taubstummen, so wie ihr Scharfsinn, auffallend grösser sind, als man sie in der Regel bei andern Menschen findet. Der Mangel des Einen Sinns kommt ihnen dabei treflich zu statten; denn die Sinne sind die ewigen Hindernisse der Seele, und um zu ihrer schönsten Entwiklung emporzusteigen, muß sie sich ja alle dieser Last entladen, durch welche sie an die Erde gefesselt ist.

Man legte ihnen Fragen vor, d. h. der Abbe Sicard selbst that es: was ist für ein Unterschied zwischen Stärke und Muth? Die Antworten der drei verschiedenen taubstummen Unterlehrer kamen einander so ziemlich gleich. Sie waren originell, verriethen aber doch den Geist ihrer Nazion, indem sie die Aufgabe mehr mit esprit, als mit gründlicher Vernunft lösten. Einer nannte die Feigheit z. B. die Fesseln des Herzens. Es schien überraschend; allein man findet das bei näherer Zergliederung nichts weniger als bestimmend. Wenn

ich auf die obige Frage antworte: die Stärke hilft nichts ohne den Muth, der Muth wenig ohne die Stärke, so kann man das doch wohl keine Definizion nennen. Bei den Franzosen heißt es aber so.

Ein Gleiches dürfte auch bei Massieus berühmten Antworten der Fall sein, die ich hier hersetzen will. Was ist ein Sinn? — Ein Ideenträger (porte-idée). — Was ist Gott? — Das nothwendige Wesen, die Sonne der Ewigkeit. — Was ist die Ewigkeit? — Ein Tag ohne ein Gestern und Morgen. — Was ist die Dankbarkeit? — Das Gedächtniß des Herzens. — Wem aber freilich dergleichen Definizionen nicht lieber sind, als jede strenglogische!

Während dieser Vorlesung mußte ich mich selbst fragen:

Ist dieser Unterricht den armen Menschen wirklich so nüzlich, so unentbehrlich, als er scheint?

Ich glaube, nein.

Werden sie durch denselben mit der äussern Welt in Verbindung gesezt?

Nein; denn sie haben eine Sprache, die diese nicht versteht.

Bedürfen sie des Unterrichts, um einander selbst verständlich zu werden?

Nein. Die Natur selbst ist erfinderisch genug in ihnen, und wenn eine Gesellschaft Taubstummer zusammenlebt, so werden sie sich bald und über alles verstehen.

Haben sie so mancher fremden Ideen, so vieler Uebung ihres esprit nöthig, um ein nüzliches Gewerbe zu lernen?

Nein. Die Nachahmung ist die beste Lehrerin, und der eigene Geist, der in ihnen wohnt, wird ihre Vervollkommnung von selbst befördern.

Man sagt mir, daß in Frankreich gegenwärtig etwa 4000 Taubstumme seien. Unter 10,000 Menschen ist also immer ein dergleichen Unglüklicher. — Es scheint mir viel, und ich möchte wissen, ob bei andern Nazionen ein ähnliches Verhältniß statt findet. Es wird doch wohl in Frankreich die Sünde der Väter nicht an den Kindern heimgesucht werden!

Ich konnte mich einige Zeit mit einer Träumerei beschäftigen. Wenn die französische Regierung eine Kolonie von lauter Taubstummen anlegte, und sie sich nur, so viel wie möglich von Aussen ungestört, unter sich fortpflanzen liesse, was würde das Resultat davon sein?

Offenbar ist kein Grund, als blos ein politischer, wenn man diesen Menschen die Fortpflanzung verbieten will. Die Gesellschaft hat das Recht, sich dieser Ueberlästigen (denn das sind sie ihr doch) zu erwehren. Wie könnte sie es besser, als wenn sie sie alle zusammenbrächte, und unter der Leitung einiger der Besten unter ihnen für sich bestehen liesse? Dem Beobachter würde eine solche Taubstummenrepublik vom höchsten Interesse sein, und es ist kein Zweifel, daß die Resultate derselben für uns vom größten Nutzen werden dürften. Allein wird nicht bald der Krieg aller gegen alle, welches doch der Naturzustand ist, daraus entstehn? Und müßte nicht gerade die größere Leidenschaftlichkeit dieser Menschen, und ihre ansehnlichere Körperstärke mit

andern Seelenkräften, welche sie in höherm Grade besitzen, bald den Ruin der kleinen Republik herbeiführen? — Freilich braucht man nur recht fest an die ursprüngliche Güte der Menschen zu glauben, um die Idee eines solchen Staats sehr reizend zu finden; und wer hat nicht schon, wenigstens auf Augenblicke, an jene Güte geglaubt? — Sie hat meine Fantasie eine Zeitlang beschäftigt; aber am Ende fand ich, daß diese Kolonie vielleicht zu nichts weiter nüzlich sein würde, als um daraus das Corps der Bizehamdylsiz, oder Stummen, des Großherrn zu rekrutieren.

Auffallend sind übrigens die Physiognomien der meisten dieser Taubstummen. Bei der männlichen schien mir der Ausdruk von Lebhaftigkeit, Reizbarkeit und Schlauheit, bei den weiblichen von Ruhe, Hingebung und Seelengüte der herrschende zu sein. Dabei hat die Natur den leztern gewöhnlich die Gabe der Schönheit und Anmuth verliehen, und ich wundere mich gar nicht, wie ein sehr ansehnlicher Mann dieser Stadt, von

dem man mir erzählt hat, eines dieser guten Geschöpfe aus Liebe zur Gattin wählen, und nach acht Tagen ihrer Ehe sich schon mit ihr über alles unterhalten konnte, was ihre Liebe mitzutheilen bedurfte.

Nie werde ich diese Menschen übrigens unglüklich nennen, wie man so oft hören muß. Zeigt eins dieser achzig Gesichter von Sicard's Schülern, daß sie uns andre beneideten, oder wenigstens eine für sie kränkende Vergleichung anstellten? Ich habe auch nicht eines bemerken können, das etwas der Art verrathen hätte. Sie waren alle fröhlich, und fröhlicher als wir. Mancher Gedanke, der uns drükt, erreicht sie nicht. Der einzige mangelnde Sinn hat viel Böses und Niederschlagendes vor ihnen verhüllt. Manche Laster sind unter ihnen gar nicht einmal möglich, wie z. B. das der Schwazhaftigkeit. Sie müssen einander wärmer und ungestörter lieben, weil sie einander mehr bedürfen, und weniger beleidigen und hassen können.

Wer da glauben möchte, daß die Langeweile

ihre Qual sei, dem könnte man antworten: die Langeweile ist jedes Müssigen Qual. Sie sind beschäftigt, und können sich also nicht langweilen. Wer aber viel auf die Freuden der Gesellschaft und die Annehmlichkeiten einer guten Unterhaltung hält, wird sie beklagen. Er spare sein Mitleid. Die Unterhaltung dieser Menschen ist weit interessanter als die unsrige. Jede Erzählung, jeder Gedanke selbst wird bei ihnen zum Gemählde. Ihr Gespräch kennt die lieblichen rien's der unsrigen nicht. Sie können nichts Unbedeutendes sagen, weil alles bei ihnen zur plastischen Darstellung wird, und das Auge, das den Dienst des Ohrs vertritt, offenbar beschäftigter ist, als dieses, welches in unsern Gesellschaften so oft nur da zu sein scheint, weil es einmal da ist.

III.

Der Jardin des Plantes.

Unter all den herrlichen Anstalten, welche Paris besitzt, ist mir diese die liebste. Und dennoch hab' ich sie noch nicht anders, als im Winter gesehen. Was mag sie erst sein, wenn die ganze Vegetazion aller Klimate auf dem gastlichen Boden hoch aufstrebt, und der Reichthum der Natur auch diese seine Schätze zeigt?

Dieser Garten ist das volle, lebendige Compendium der Naturgeschichte, und muß jeden anziehen, welcher auch nicht weiter, als ein Freund der Natur ist. Wer mehr ist, der mag hier wohl nie seine Liebe und sein Suchen endigen, und Daubenton würde gewiß seine kleine Wohnung nicht gegen die Pracht der Tuilerien vertauscht haben. Auch bin ich einmal mit einem Freunde hier gewesen, der sich beinahe mit Thränen von den ihm so theuer und so wichtig gewordenen Schätzen trennte, weil er keine bestimmte Hoffnung hatte, sie wieder zu sehen, und ich wurde

wehmüthig mit ihm; denn wenn es schwer ist, von einer Geliebten oder einem Freunde zu scheiden, so ist es nicht leichter, einem Orte, dem man Belehrung und höhere Richtungen des Geistes verdankt, lebewohl zu sagen; ja der Schmerz der Trennung von der Geliebten und dem Freunde ist geringer, wenn nicht auch der Geist so viel zu verlieren sich bewußt ist, als das Herz.

Die Liebe zu den Wissenschaften gleicht oft der Liebe zu einem schönen Weibe; aber die Liebe zu den Wissenschaften der Naturgeschichte gewinnt an einem solchen Orte die Wärme und Innigkeit der ersten Liebe. Und so wie in dieser die junge kräftige Fantasie in Ideale hinüberschweift, so schwingt sich jene auf Standpunkte des höchsten Ueberbliks, des kühnsten Aneinanderreihens, und beinahe gewaltsamer Aufhebung des Schleiers, unter welchem die geheimnißvolle Göttin ruht. In den Stunden der höchsten Begeisterung sinkt sie dem feurigen Geliebten in seine Arme, vereinigt sich mit ihm in hoher Wonne, und läßt ihn an ihrer Brust das erste, stolze Gefühl seiner Männlichkeit finden.

Wie viel ist dieser Garten für die, welche seine Schätze verstehen, wenn auch selbst der, der sich immer nur unter den Menschen und ihren kindischen Spielen herumgetrieben hat, hier seine schönsten Freuden und Gefühle der Andacht finden mag! Das ist er mir geworden, darum kann ich ihn nicht genug sehen, und trage immer eine Ruhe des Gemüths aus ihm weg, welche ich unter Menschen nie gefunden habe. Aber, wer sie einmal nur gekostet, der sehnt sich ewig nach ihr. Kein Opfer kann ihm zu schwer sein, und er wird wohl alles dahingeben, um unter diesen Bäumen wohnen zu können.

Man darf diese Anlage wohl einen Garten im erhabensten englischen Styl nennen; denn er ist die Natur in dem verjüngten Maaßstab, wie sie ein jedes Auge übersehen kann. Hügel wechseln mit Ebenen, dickes Gebüsche mit niedrigen Pflanzen, Hütten mit freundlichen massiven Häusern, angenehme Umzäunungen mit offenen Feldern, und Bassins mit grünen Fluren. Zwischen durch ist alles von den Bewohnern belebt; flüchtige

Gazellen blicken scheu nach gewaltigen Büffeln hinüber; wilde Strauße hecken neben sanften Schafen; muntere Böcke möchten sich mit den possierlichen Affen ergehen, und diese scheinen sich über den Menschen lustig zu machen, daß er sich einer Aehnlichkeit mit ihnen rühmt, und doch so schwerfällig auf dem ebenen Boden wandelt. Hier ist ein freundliches Schweizerthälchen mit Schafen aller Zonen bevölkert; dort rudern die muntern Wasservögel um den stolzen Schwan, der, nur mit sich selbst beschäftigt, mit dem klaren Wasser und seinen Flügeln spielt, unaufhörlich dem eigenen Bild im Spiegel desselben nachtaucht, und immer schöner sich wieder aus den Wellen hebt. Wie ganz sind sich auch die sanften Tauben selbst genug! Sie haben sogar keine Lust herabzukommen zu den andern; sie sind so gemüthlich auf ihren Zweigen zu Hause, daß man sich hütet, ihnen nur nahe zu kommen und ihr Stilleleben zu stören. Wie in ihrem Selbstgefühl ruhig dagegen die Adler! Auch auf der Stange ihres Kefichts sitzen sie stolz, wie auf der

Spitze einer Gebirgseiche, kehren häufig dem Zuschauer den Rücken, um einen einzigen Strahl, der desto stärker durch eine Ritze einfällt, im kühnen Auge aufzufangen. Neben ihnen die Eulen, deren Blik blos in der Nacht lebt, die verachtend in die Sonne sehen, und verachten, was in ihrem Lichte wandelt. Nur den edeln Löwen bedauert man um seine Freiheit; die andern wilden Katzen sieht man gerne für ihre böse Neigung bestraft, und freut sich, daß die höchste Kraft, die in dem Elephanten wohnt, sich zu keinem Mißbrauch versucht fühlt, und minder bewacht, als der kleinste Affe, seinen Stall nur wie ein Prytaneum ansieht, in welchem ihm seine Verdienste einen Plaz verschaft haben.

Wer würde endigen, wenn er diese ganze äsopische Welt aufzählen wollte? Aber nie möchte er fertig werden, wenn er von der Ceder des Libanon bis zu dem niedrigsten Moos, das um die Steine kriecht, herabsteigen wollte? Es ist zu Vieles hier, um auf alles aufmerksam zu machen, und das Lebendige hindert beinahe den

ruhigen Blik auf die Schöpfung der Natur. Damit aber ja nichts fehle, so zeigen die verschiedenen Museen, welche wie freundliche Landhäuser angebracht sind, alles durch die Kunst vereinigt, was im Leben sich zu fliehen und zu hassen scheint.

Das Museum der Naturgeschichte ist vielleicht ganz einzig. Wir wollen zuerst in das mineralogische Kabinet gehen, welches man im untern Stocke aufgestellt hat. Es kommt den übrigen Sammlungen an Vollständigkeit weit nicht nahe, enthält aber immer merkwürdiges genug, um das Auge angenehm und den Geist interessant zu beschäftigen. Die Sammlung der vulkanischen Produkte erschien mir freilich gegen verschiedene andere, die ich in Neapel und Sicilien gesehen habe, armselig; desto größer ist aber der Vorrath von Mondsteinen, und unter denselben ein so ansehnlicher, daß wir froh sein dürfen, wenn uns unser Nachbar in Zukunft mit dergleichen Auswürfen verschont. Viele auch sind der kostbaren Steine, und es dürfte Gedanken der Demuth erwecken, wenn man den herrlichsten alles

Steine, den härtesten und schimmerndsten, den Diamant, unter die Kohlen geordnet findet, und weiß, daß man ihn wirklich zu einer Kohle aufzulösen gelernt hat. Desto ehrfurchtsvoller tritt man vor Haü's unzählige Krystallformen, unter die er das ganze Reich der Mineralogie zu ordnen angefangen hat. Aber welches Menschenleben reicht zur Beendigung dieses Geschäfts hin, und wer wird Geduld genug haben, eine Vergleichung fortzusetzen, welche am Ende doch nur auf eine der mühseligsten Klassifikazionen führt? Neben solcher Arbeit werden freilich andere Kunstspielereien mit kostbaren Steinen verächtlich; man denkt aber doch nicht ungern an die Zeit, wo selbst unsere Waschbecken aus Agathen und Onyx geformt sein werden. Denn bis dahin muß doch wohl jene Klassifikazion fertig geworden sein!

Einen Stok höher ist das Museum des Thierreichs. Hier ist alles vereinigt, was die beharrlichsten Sammler, die kühnsten Reisenden, und die unermüdetsten Forscher im Reiche des Lebendigen aufzutreiben gewußt haben. Vom Ele-

phanten bis zur kleinsten Maus hinab, vom Strauß bis zum Kolibri, vom Wallfisch bis zu dem winzigsten Wasserthiere — Alles ist hier in der schönsten Ordnung hinter Glasscheiben aufgestellt. Aber wer vermag den ganzen Form- und Farbenreichthum der Natur in Ein Gemähldе zusammenzufassen? Nur hie und da möchte man wohl ihre Schritte in den feinen Abstufungen verfolgen, durch die sie ihre ganze Schöpfung an einander gereiht, und die große Kette gebildet hat, an deren Spitze der Mensch steht. Man glaubt hier in ihre Werkstätte gekommen zu sein. Wie bei einem fleissigen Künstler stehen die unzähligen Modelle, in welchen er sich versucht hat, an der Wand hin, und bilden gleichsam die Geschichte seines Geistes und seines Strebens. Ihre ersten Versuche scheint sie an den Wasserthieren gemacht zu haben, denn deren Formen sind — den innern Bau abgerechnet, mit welchem diese Sammlung nichts zu thun hat — die rohsten und die häßlichsten. Und das Meer bedeckte die Erde, spricht die

alte Kunde, und es wird mir hier, als ob die Geschlechter der Fische aus einer frühern Schöpfung übrig seien, die mich auch immer aus dem Elephanten, dem Rhinoceros und der Giraffe anschaudert. Diese Thiere haben etwas so Fremdes, gewaltig Ernstes, beinahe Grausen Erregendes, daß sie einmal nicht in unsere Vorstellungsweisen passen wollen. Auch wissen wir so wenig von ihrer Lebensweise, scheint die Natur selbst ihnen eine gewisse Scheue eingepflanzt zu haben, die sich sogar an den schönsten Vorzug des Menschen, die Schaam, anschließt, aber, bei der allmähligen Verminderung dieser Thiere, auch wahrscheinlich ihre Naturgeschichte unvollendet lassen wird. Fröhlicher hingegen ist die Schöpfung, welche das Geschlecht der Vögel gebohren hat. Hier ist die schöne Aussenseite, die herrliche Farbe, der Hauptkarakter, und die Natur scheint sich hier lange mit schönen Mischungen und bunten Zusammenstellungen unterhalten zu haben. Bei den Papageien mochte sie wohl am liebsten verweilen, und ihnen zum Beweis

ihres Wohlgefallens die Bildungsfähigkeit verliehen haben, welche sie auszeichnet. Das Köstlichste auf ihrer Pelette bewahrte sie aber dem zarten Geschlecht der Schmetterlinge, und bei ihnen scheint nur die lange Mühe die höchste Vollendung errungen zu haben. Denn durch wie viele Operazionen treibt sie diesen Lebensfunken hindurch, bis er vom unscheinlichen Wurm zum bedeutungsvollen Sinnbild dessen werden konnte, was im Menschen lebt, denkt, liebt und sich freuen kann? Als ob sie sich damit gefallen hätte, die leichten Fittiche zu Spiegeln ihrer ganzen Schöpfung zu machen, giebt es keine Farbe, selbst wenige Formen, die sie nicht auf den empfänglichen Grund hingeblasen. Man wird kühn genug, selbst auf ihre Ideenverkettung zu rathen, und glaubt, wie sie mit dem Kolibri und den kleinsten Vögeln, welche nur auf den größern Pflanzenblüthen leben, fertig war, den schönen Gedanken bei ihr entstehen zu sehen, auch den kleinern Blumen lebendige Wesen zu schenken, die sie zu besuchen kommen, von ihrem

Honig trinken, sich mit ihnen im Winde wiegen, unter ihnen Schuz für Regen und Sturm suchen. Als sie aber auch hier Leben und Genußfähigkeit genug ausgegossen hatte, so unternahm sie die Schöpfung der Säugthiere, bei welchen sie der unnüzen Farben weniger achtete, und sich in reichern Formen ergieng. Hier ist der Instinkt schon reicher und mannigfaltiger, strebt er schon in stärkerer Kraft, vertheidigt sich gegen seinen Feind, ist gewaltthätig gegen die Unschuld, und schweift unaufhörlich in den Kreis seines Mitgeschöpfs hinüber. Oben an aber stehet der Mensch, dem sich der Affe und selbst das Faulthier in ihrer Organisazion nähern, und lezteres scheint sogar ein mißrathener Mensch, in welchem die freie Bewegung gefesselt ist, damit er in die Ruhe zurüksinkt, die ihm sein thierischer Instinkt anweist. Nur beim Menschen ist jede Fessel gelöst, jedes Mißverhältniß, das ihn dem Affen ähnlich gemacht hätte, vermieden, selbst die Körperkraft gemildert, damit sein Geist das Fehlende zu ersetzen strebt, und ihm ist gegeben,

was allen Andern fehlt, Vernunft, Herrschaft über sich selbst, Sinn für das Schöne, und Festigkeit, es auf die verschiedenste Weise hervorzubringen.

So steht er oben, und wagt es seinen Schöpfer zu fragen: wozu hast du diese Schlangen, wozu diese Kröten, diese häßlichen Polypen gemacht? — O du, dem alles gegeben ist, um eine solche Frage entweder nie zu machen, oder sich selbst zu beantworten, warum hängst du an der Aussenseite und dringst nicht in das Innere der herrlichen Früchte, welche vor dir liegen? Hebe jene unscheinliche Schale auf, löse das widerliche Fell ab, und entdecke die ganze schöne, erhabene Ordnung eines Lebens, eines Wirkens und Geniessens in Sphären, die dein Auge kaum erreichen kann! Das Leben ist die größte Aufgabe; Denken ist weit weniger, als Leben; Wirken ist höher, als Denken; und wenn der Wurm nicht denkt, so lebt und wirkt er dennoch, und wahrlich getreulicher, als die Vielen, die du deine Brüder nennst!

Es wird mir immer wunderbar ernst zu Muth in diesen Sälen; denn hier sind Büffon, Daubenton und Cuvier oft vor der Natur in tiefes Staunen gesunken. Glükliche Männer, die ihr Schiksal vor das lebendige Buch einer Wissenschaft geführt hat, in welcher allein der verwegenste Zweifler den Glauben finden muß, den er überall umsonst gesucht hat! Welche Fülle von Muth und Ruhe muß in euren Herzen wohnen! Denn welches Gefühl kann größer sein, als das des Mannes, der in einem einzigen Wurm des Staubes die ganze erhabene Ordnung des Planetensystems zu erkennen vermag?

So oft muß man sich wohl versucht finden, zu fragen: wie nahe rükt das Thier dem Menschen in dem, was ihn blos über das Thier erhebt? Die List und die Treue mancher Thiere führt sie zuerst herbei, und es giebt Thatsachen genug, die die Antwort erschweren. Ich will eine von einem Hunde anführen, welcher hier ausgestopft aufbewahrt wird. Er gehörte einer Person, die in der Geschichte der Menschen eine eben so

wunderbare Erscheinung ist, als ihr Hund, der berühmten Ninon de Lenclos, deren Liebenswürdigkeit gegen mehrere Generazionen bestanden hat. Ich werde meinen Gewährsmann, Mercier, selbst erzählen lassen.

„Er war schlank, klein, von fahler Farbe, sehr schwarzen Augen, und hieß Raton. Wenn man diese berühmte Frau, die Epikuräerin im edelsten und anständigsten Sinne, irgendwo einlud, so brachte sie immer ihren unzertrennlichen Begleiter, den niedlichen Hund, mit, welcher in einem Körbchen ihr zur Seite seinen Plaz nahm. Er war, so zu sagen, ihr Leibarzt, hielt genau auf die Diät seiner Gebieterin, welche ihre gute Laune und ihre Schönheit beinahe ein Jahrhundert lang erhielt, weil sie keinen Kaffee, keine Ragouts und keine Liqueurs genoß.“

„Ohne sich zu rühren, ließ Raton die Suppe, das Rindfleisch und den Braten vorübergehen; so wie Ninon aber nur Miene machte, die Ragouts zu berühren, so brummte er schon, sah sie fest an, und untersagte ihr alle reizende Schüsseln.

Es entstand ein sehr lebhaftes Gespräch gleichsam zwischen ihnen, in welchem der Arzt, nach vielen Einwendungen, am Ende jedesmal Meister blieb. Einige Zwischenspeisen ließ er hingehen; doch waren immer welche darunter, die er unerbittlich verbot, besonders wenn ein Gewürzgeruch ihre Gefahren verkündigte."

„Aufmerksam bemerkte er alle Schüsseln, die sich folgten, ohne im geringsten etwas für sich zu verlangen, selbst ohne ein Beinchen anzurühren, das man ihm vorwarf. Sah er aber das Dessert kommen, dann sprang er auf das Tischtuch hinauf, that freundlich mit Damen und Herren, und erhielt natürlich genug, um seinen mit wenigem zufriedenen Appetit zu stillen."

„Früchte und Zuckerwerk ließ er Ninon geniessen, so viel ihr behagte; aber beim Kaffee zeigte er nicht die geringste Nachsicht. Schon glänzten seine Augen halb im Zorne. Als wäre seine Gebieterin in höchster Gefahr, drängte er sich an sie, nahm ihr die Tasse weg, und verbarg sie in seinem Körbchen. Stellte sie sich, als ob sie

ungehorsam sein wollte, so fieng er an zu zanken, und wurde so drollig böse, daß jedermann lachen mußte.“

„Aber Sie erlauben mir doch, Doktor, sagte dann Ninon, ein Glas Wassers? — Nun besänftigte er sich, wedelte mit dem Schwänzchen, und trank zum Zeichen der Aussöhnung aus demselben Glase. Auch nahm er wohl noch ein Stükchen Konfekts, und machte dann eine Menge lustiger Sprünge, siegreich und froh, daß die Gefahr für das kostbare Leben seiner unzertrennlichen Freundin vorüber war.“

Wer weiß, wie viel der gute Naton auf die Erhaltung des Lebens und der Schönheit Ninon's gewirkt hat, und ob ihr Sohn, der Chevalier de Villiers, je ohne ihn sich aus verzweifelnder Liebe gegen seine Mutter erstochen hätte?

In einem andern Gebäude dieses Gartens steht die große Sammlung der anatomischen Präparate. Sie sind gleichsam die Rükseite der großen Stickerei, die ich eben zu zeichnen gesucht habe. Hier findet man die Skelette der meisten jener

Thiere, und dieses Museum ist für den Naturforscher von weit größerem Werth, indem sich hier die Grundanlage der Schöpfung des Thierreichs zeigt, und selbst die Progression ihrer Arbeit sichtbar gemacht worden ist, wie z. B. bei den Elephantenzähnen, deren ganzer Wachsthum in einigen Präparaten betrachtet werden kann. Es ist schauerlich, unter den mächtigen Skeletten des Elephanten, der Giraffe, des Rhinoceros, des Krokodills und der Riesenschlange zu stehen. Aber in tiefes Nachdenken versinkt man vor den ungeheuren Knochen der Thiere einer Vorzeit, über die wir keine Kunde haben, und welche sich blos in wenigen großen Zügen aus diesen Reliquien errathen läßt. Nur mit Mühe geht man an die Betrachtungen der Gebeine unsrer Mitwelt, um mit Ruhe in den fürchterlichen Rachen des Krokodills und des Haifisches zu sehen. Lezterer hat nichts, was die Verwesung zu überstehen vermag, als seinen knorpelichen Rachen und Rükrath. Aber jener ist mit einem Vorrath von kleinen scharfen Säge-

zähnen ausgestattet, welche in sechsfacher Reihe hinter einander stehen, daß, so wie einer davon der wilden Gefräßigkeit des Thiers unterlegen ist, gleich wieder ein andrer sich hervorschiebt. Nur zum Verschlingen seines Raubs scheint das ganze Thier organisiert zu sein, und dies ist auch bei der Riesenschlange der Fall, deren Maul kaum eine Menschenhand faßt, das sich aber durch einen ganz eigenen Mechanismus, so wie dessen Bauch, sehr weit ausdehnen läßt, und dem Thiere den größten Raub zu verschlingen erlaubt.

Es ist äusserst merkwürdig, die Schädel aller dieser Geschöpfe durchzugehen, und die meisten sind auch so geöfnet, daß man besonders die Masse von Gehirn, welche ihnen gegeben ist, beurtheilen kann. Es ist im Verhältniß zu der Fähigkeit der Thiere immer größer oder kleiner, und bei manchen scheint es nur eine Verlängerung des Rückenmarks zu sein.

Von verschiedenem Interesse sind einige andere Stücke, wie z. B. das Skelett des Mörders

von General Kleber, die Mumien aus Egypten und die der Guanchen von den kanarischen Inseln. Von lezteren findet man hier ein männliches und ein weibliches Exemplar, worunter dieses besonders gut erhalten ist, und sehr schöne Schädelformen zeigt. Sie tragen aber einen ganz eigenen Karakter, welcher indeß von dem Skelett einer egyptischen Mumie, das auch hier steht, und beinahe kolossal ist, völlig abweicht.

Man muß Kenner sein, um den großen Vorrath von lehrreichen Dingen, die hier sind, ganz zu schätzen. Sie sind der größte Theil von Daubenton's Lebensresultat, und werden durch den thätigen Cuvier immer mehr vervollständigt.

Einige Wachspräparate, die man noch hier sieht, sind mittelmäßig. Aber sehr wahr sind die, welche Poli zu seinem Werke verfertigt hat. Sie machen einen der merkwürdigern Theile dieser unschäzbaren Sammlung aus.

Es ist noch vieles Andre in diesem Garten zu sehen, wie die Bibliothek, die Anatomie, das chemische Laboratorium. So schön alles dies ist,

so findet man es doch auch anderswo. Das Uebrige aber ist einzig.

Ehe man weggeht, besucht man gerne Daubenton's Grabmahl in der Nähe der Ceder. Erinnerungen an solche Menschen stärken und erheben den Geist, und jede Gelegenheit dies zu thun, sei uns willkommen!

IV.

Die Almanache von 1808.

Es ist wohl nicht das beste Zeugniß für den erfreulichen Zustand der Literatur eines Landes, wenn die kleine Literatur zu sehr überhand nimmt. Man darf daraus schliessen, daß die große nicht mehr gelesen wird, und sich also jeder, da er einmal, wenn er schreibt, gern gelesen sein möchte, entweder nach dem Geist seiner Zeit richtet, oder das Schreiben ganz bleiben läßt. Wenn dieses nur auf die schlechten Schriftsteller wirkte, so wäre es ganz gut; denn man hat an Franklin, Lichtenberg und einigen wenigen andern gesehen, wie man auch das Gedingenste unter solchen Vehikeln ins Publikum bringen kann. Leider sind es aber gerade jene, die nie des Schreibens satt werden können, und eher sich selbst wieder abschreiben, als daß sie das angenehme Gewerbe aufgäben. Man darf daher immer zum voraus annehmen, daß ein Almanach, ein Journal, eine Zeitung in dubio nichts taugt, und könnte sich

füglich die Mühe ersparen, sie zu kaufen und zu lesen. Nun ist aber die Schriftstellerei, so wie sie zum Handwerk wurde, auch als solches vervollkommnet worden, und hat sie sich eine Menge Kunstgriffe zu ersinnen gewußt, um das Publikum, auch bei allem Vorurtheil gegen sie, dennoch anzulocken. Sie behandelt es freilich als ein einfältiges Kind, als eine Art von Maulaffen, der alles sehen will, als eine Menge Pöbels, vor dem man auch den edeln Elephanten Kunststücke machen läßt, kurz als eine Art von Masse kranken Menschenverstandes, den man einmal nehmen muß, wie er ist. Mit Wahrheit und Ernst darf man ihm nicht zu Leibe gehen, und wenn man diese auch zu ihm schicken will, so müssen sie in irgend eine, seine Neugierde reizende Maske gesteckt werden, und ihre Sachen so recht von weitem her einleiten, beinahe wie einer, der ein Geschäft zu betreiben hat, bei dem ihm nicht ganz wohl zu Muthe ist. Der Honig voran, der Wermuth nach, oder beide auch so vermischt, daß der arme Kranke selbst

nicht recht weiß, ob es lauter Wermuth, oder lauter Honig ist. Die Deutschen, welche nun einmal alles auf eine solidere Art zu treiben vermeinen, und überall auch das Nüzliche mit dem Schönen sich zu vereinigen kitzeln, statten ihre kleine Literatur mit einer Art von Kunstwerken aus, denen man freilich die gute Absicht nicht verdächtig machen will, die aber eben auch Kunstwerke sind, wie die des Mahlers von Ubeda, d. h. sehr schlechte, erbärmliche Kunstwerke. Dabei sollte man glauben, daß wir eine sehr reiche Nazion seien, weil die Reichsten in der Regel mehr Sinn für schlechte als für gute Kunstwerke besitzen. Aber es ist das nicht, meine Freunde. Wir armen Deutschen hören immer so viel von Gallerien und Kunstwerken reden, daß wir gar oft Lust bekommen, auch etwas der Art zu besitzen. Da wir nun nicht 10,000 Pfund Sterling auf einen Claude bieten können, und nur schwer ein paar Dukaten für einen Kupferstich desselben auftreiben, so helfen wir uns hübsch ökonomisch durch dergleichen kleine Gallerien in den Alma-

machen, die wenigstens manchen unsrer Künstler von dem Hungertode retten.

Allerdings ist das die einzige gute Seite, die man diesem Unwesen abgewinnen kann. Die Franzosen treiben es vernünftiger, schreiben auch zusammen, was ihnen einfällt, machen es aber wenigstens lustig, daß man nicht gleich am Neujahrsmorgen wieder einschläft, und verkaufen ihre Almanache so wohlfeil, daß man wenigstens für das Geld, das bei uns Einer kostet, beinahe ein Halbdutzend von ihnen kaufen kann, in welchen zusammen wenigstens so viel ist, um Einen guten daraus zu machen. Das können sie aber hauptsächlich dadurch, daß sie die Küpferchen ersparen, und welcher Muse, welcher Grazie auch der Almanach geweiht ist, so entleidet man einem doch die Anbetung derselben nicht leicht durch einen schlechten Kupferstich.

Nicht einmal der große, 880 Seiten starke Almanach impérial trägt ein Porträt des großen Mannes an der Spitze, das doch jeder mit Interesse ansehen würde. Auch wird er nicht auf

Velin und in Maroquin ausgeboten, sondern hübsch schlicht auf Drukpapier und brochirt, oder höchstens in Franzband gebunden. Eben so wenig geziert gehen seine andern kleinen und größern Brüder einher, und ich lobe mir sie; denn an ihnen ist nichts zu verderben.

Im übrigen verstehen es aber die französischen Almanachschriftsteller so gut, oder noch besser, als die deutschen. Sie wissen sich immer so geschmeidig den Liebhabereien des Publikums und dem Interesse des Tages anzupassen, daß man ihre Taschenbücher kaufen muß, man mag wollen oder nicht. Denn wahrlich, man müßte sich in Paris ja schämen, wenn man diesen oder jenen Almanach nicht gelesen hätte, in welchem man sich über den D. Gall, oder den Professor Finaigle lustig macht, oder Davids Gemählde und der Frau von Genlis Belagerung von Rochelle, mit einer Menge pikanter Anekdötchen, zum Himmel hebt. Wie oft findet man da Gelegenheit, der erste zu sein, der irgend etwas der Art in die Gesellschaft bringt; und eine solche Gele-

genheit, sich unsterblich zu machen, wahrlich, die läßt kein Pariser vorübergehn! Die vielen Almanache werden daher richtig verkauft, unerachtet ihre Auflagen immer in die Tausende hineingehen, und ein rüstiger Schriftsteller hat den achten Januar schon genug eingenommen, um bis auf den achten Januar des künftigen Jahrs, bei guten Freunden und beim Restaurateur sich satt zu essen, und jeden Abend in ein Theater zu gehen.

In der That, ich mag es ihnen recht herzlich wohl gönnen. Es sind lustige unterhaltende Leute, unbekümmert um die Unsterblichkeit, weil sie nur für die flüchtige Zeit arbeiten, und ihr Werk nur für ein Jahr Leben bestimmen. — Wie traurig unsere Almanache dagegen! weil wir nicht deutsch dichten können, so dichten wir spanisch und japanisch; weil wir merken, wo's uns fehlt, so schreiben wir moralische Romänchen und Klagen über Mangel an Gemeingeist; damit das Ding aber doch verkauft wird, müssen ein paar schlüpfrige Anekdoten oder Lobreden auf

Leute am Plaze mit einfliessen, und das ist dann so recht ein deutscher Almanach, voll deutschen Karakters, deutscher Solidität, und deutscher Langweiligkeit und Erbärmlichkeit.

Wahrlich, es ist auch schon der Mühe werth, über so etwas warm zu werden, und leeres Stroh mit Emsigkeit zu dreschen! Ich bin froh, daß ich in Paris wenig von alle diesem inne werde, und wenn mich's auch hie und da in dieser Stadt wie Verachtung anwandelt, so tröste ich mich ungefähr, wie die Augustinermönche heutzutage über Luthers Erscheinung. Sie sagen: erat ex nostris; und ich sage: non sunt ex nostris, und es will mir manchmal dabei gemuthen, als ob mir das wohl thue.

Allein über alle dem komme ich nicht zu meinen Almanachen, deren ich ein gutes Sümmchen vor mir liegen habe. Sie verbreiten sich über Alles, wie über Poesie und Technik, schöne Künste und rumfordische Suppen, Geschichte und Politik, Scherz und Ernst, Lügen und Wahrheiten, und sind wenigstens alle so ehrlich, einzugestehn,

daß sie für's Jahr 1808 geschrieben sind. Das ist nun recht löblich, und man kann ihnen dafür schon manches wieder hingehen lassen, wie das tausendjährige Reich des Abbe Geoffroy, die Vertheidigung der kantischen Philosophie von Mercier, und dergleichen kleine Sünden, welche die Zeit, und nicht die Menschen verantworten müssen. Mitunter sind sie auch witzig, und meist nicht ohne Geist (esprit), welcher, wie einer ihrer Schriftsteller sagt, in Paris selbst auf der Straße lebt, und sich so denn doch wohl auch einmal von einem Schriftsteller fangen lassen muß. Im Ganzen stellen sie alle den Karakter ihrer Nazion getreulich dar, und diese ist ehrlich genug, über sich selbst zu lachen; warum sollten wir es nicht auch thun?

Ich will meine Uebersicht der französischen Almanache aber würdig beginnen, wie sich's gehört. Und da gebührt dem Almanach impérial die erste Stelle. Er heißt ein Almanach, weil er einmal erzählt, wie viel Sonnenfinsternisse in diesem Jahre sein werden, und wie alt die Welt ist.

Im übrigen ist er ein getreuer Staatsbediente, ein ehrlicher Lohnlaquai, welcher die Namen aller der ausgezeichnetsten Männer des Reichs auswendig weiß, die Einrichtung der verschiedenen Regierungskollegien kennt, und hie und da sehr interessante statistische Notizen mittheilt. So war es mir gar nicht gleichgültig, von ihm folgende Bevölkerungsangaben zu hören:

Frankreich mit seinen Kolonien	35,500,000	Seelen.
Neapel = = = =	6,000,000	—
Königreich Italien = =	6,400,000	—
Der Kirchenstaat = =	800,000	—
Parma = = = =	300,000	—
Paris = = = =	547,756	—
Bordeaux = = =	90,992	—
Marseille = = =	96,413	—
Rouen = = = =	87,000	—
Brüssel = = = =	66,297	—
Antwerpen = = =	56,318	—
Straßburg = = =	49,056	—

Eben so zählte ich nicht ohne Interesse zusammen:

116 Senatoren von Frankreich;

566 Commandeurs der Ehrenlegion.

Ferner in Paris allein:

53 Banquiers;

93 Wechselagenten;

58 Handlungsmäkler;

283 Rechtsgelehrte, ausser den in Aemtern stehenden, und den vielen Avoués, deren das Tribunal erster Instanz allein 252 zählt;

114 Notare;

52 Doktoren der ehemaligen medizinischen Fakultät zu Paris;

2 Okulisten; sehr wenige für so viele schlechte Augen, aber desto mehr schlechte Okulisten für gute und schlechte Augen, die ihr Wesen auf eigene Faust treiben, ohne immatrikulirt zu sein.

84 Chirurgen; und

176 Apotheker.

Im übrigen ist mir nichts aufgefallen, als daß Portugal diesmal nur unter dem Namen Brasilien aufgeführt ist, wobei es denn auch für die Zukunft sein Verbleiben haben mag.

An dieses große Kanzlei- und Adreßbuch will ich den Petit Almanach de la Cour de France anschliessen, der im Grunde keine andre Merkwürdigkeit hat, als daß er da ist. Auch könnt' ich noch andre Taschenbücher ernsthaftern Inhalts aufführen, wenn nicht die Musen ihr altes Recht verlangten, vor jedermann den Schritt zu haben, den man ihnen in den Büchern ja wohl lassen kann.

Ich will mehrere mit einander auftreten lassen:

Almanach des Muses; 12.

Nouvel Almanach des Muses; 12.

Le Chansonnier des Graces; 18.

Panorama du Parnasse; 12.

Les quatre saisons du Parnasse; 12.

Also fünf Almanache auf einmal den Musen und Grazien geweiht! Leicht mögen es noch mehrere sein, und der Chansonnier du Vaudéville ist für das laufende Jahr gewiß auch unterweges,

wenn er sich anders nicht schon eingefunden hat. Man muß gestehen, daß die Franzosen fertige Poeten sind; wer aber etwa glauben möchte, daß alle diese Musenalmanache nur wenig Gutes enthalten können, der irrt sich sehr. Lauter Gutes, das liegt gar nicht in der Bestimmung eines Almanachs, wenn er seinem Jahre nicht gar zu unähnlich werden soll, das doch auch Gutes und Schlimmes durch einander bringt. Aber die Franzosen werden immer Meister in der leichten tändelnden Gattung bleiben, und in fröhlichen Gesängen des Leichtsinns und der Gesellschaft wird sie keine Nazion erreichen. Zwar beklagen sich die hiesigen Kritiker über das malheureux organe de la poësie, welches freilich schon vor Galls Entdeckungen da war, und finden, daß es an so vielen Musenalmanachen doch auch zu viel sei. Natürlich lassen sich die Dichter das sagen, und thun was sie wollen; bringen Gutes und Böses mit einander zur Welt, wie der Tag, in welchem sie sich bewegen, und ermangeln übrigens doch nicht, hie und da einen recht fröhlichen Gedanken auch fröhlich durchzuführen.

Dies ist, denke ich, die beste Seite der heutigen französischen Poesie. Aber die neuesten Sammlungen sind vielleicht reicher an guten Stücken, als die ältern, wie der zuerst aufgezeichnete Musenalmanach beweist, welcher nun schon in das vier und vierzigste Jahr fortgesezt wird. Leider werden die guten Dichter früher alt, als ihre guten Gedichte; aber sie lassen sich einmal nicht immer bedeuten, daß es nun genug sei. Sie glauben an solch eine Sammlung als alter Hausfreund ein Recht zu haben, und bedenken nicht, daß man am besten thut, jede Gesellschaft zu verlassen, sobald man nicht mehr in dieselbe paßt. Der nouvel Almanach des Muses hat daher schon in dieser Hinsicht ein Vourtheil für sich, wenn er auch gleich bereits in das siebente Jahr erscheint. Ueberdies beginnt er mit einer Ode von François de Neufchateau an Clio, in welcher die vier französischen Dynastien besungen sind. Auch enthält er drei Gedichte über den, vom Institut als Preis aufgegebenen Gegenstand, der Reisende, die sich alle drei nur auf den Gemein-

plätzen herumtreiben. Am gefälligsten sind die kleinen epigrammatischen Poesien, von denen ich einige ausheben will. Die erste ist die

Grabschrift
auf einen würdigen Geistlichen.

Jadis pauvre frère mineur,
Il fut utile, quoique moine;
Il fut savant, quoique chanoine,
Et tolérant, quoique docteur.

An Mademoiselle ....
die sich beklagte, daß sie ihre Eltern nicht kannte.

Qu'importe, Pamela, qui vous donna le jour?
Les graces, les attraits, voilà votre famille.
Chacun sait que Vénus est mère de l'Amour,
Mais on ignore encor de qui Vénus est fille.

Eine Erzählung.

Hé bien, notre homme, as-tu donc réussi?
— Oui, j'ai gagné cent écus, dieu merci,
En prêtant pareille somme
A notre vieux voisin Jérôme,
Qui m'a fait de sa main, intérêt en dedans,
Un bon billet de six cents francs. —

— Et quel délai lui donnes-tu ? — Deux ans. —
— En affaires, bon Dieu ! tu n'es donc guère habile !
Un tel écart peut-il se pardonner !
Il fallait lui prêter pour quatre ans, imbécile !
Tu n'aurais en rien à donner.

Wir wollten nur Einen Musenalmanach, riefen die Kritiker; aber das Publikum that was es wollte, und kaufte alle. „Chanson's hingegen, sagten sie, könnt ihr machen so viel ihr wollt; denn diese verlangen mehr Feinheit als Poesie, und wenn wir auch unzählige Chansonniers haben, so sind sie alle lustig, und beinahe alle liebenswürdig." Natürlich thun Publikum und Dichter hier auch wieder, was sie ohne diesen Rath der Kritiker gethan hätten, und bringen so viele Chanson's zu Markt, als die Kehlen der Pariser nur immer fassen mögen. Denn hier wird gesungen, nach bekannten und nach unbekannten Melodien, zu denen man freilich ein Franzose sein muß, um sie jedesmal schön

zu finden. Der Chansonnier des Graces ist ein recht liebenswürdiger Junge, den man überall gerne sieht, und der, um recht willkommen zu sein, noch ein Päkchen Noten unter dem Arm hat, damit auch Andre singen können. Denn, sagt der Franzose, c'est l'air, qui fait la chanson, et rien n'en tue l'esprit comme de la lire.

Diese Sammlung beginnt mit einer sehr gefühlvollen Klage der unglüklichen Königin Maria Antonetta, deren Erscheinung und Geist die Stimmung bezeichnet, welche allgemein in Frankreich in Bezug auf Ludwig XVI und seine Gemahlin herrschend ist, und von der Regierung, wie es scheint, nicht ungern gesehen wird. Sie endigt mit den Versen:

Tendres enfans, rien ne m'étonne;
Mais en voyant couler vos pleurs,
Tout mon courage m'abandonne,
Je ne sens plus que vos malheurs.
Ah! sur une terre étrangère
Si l'on se borne à te bannir,
Mon fils, des leçons de ton père
Portes avec toi le souvenir.

Et toi, ma fille, dont l'aurore
Te promettoit de si beaux jours,
Que ta mere te presse encore!
Il faut nous quitter pour toujours! ..
A mon coeur mes vives alarmes
Découvrent le sombre avenir....
Mes enfans, cachez-moi vos larmes!
Adieu! .. Gardez mon souvenir!

Es ist im Karakter dieser Gedichtegattung, so wie in dem der französichen Nazion, keinen Eindruk fest werden zu lassen, sondern von der Traurigkeit augenbliklich in heitern Leichtsinn überzugehen. Ich will es daher auch so machen, und noch eines der besten Gedichte dieser Sammlung, das Lächeln überschrieben, ausheben.

Dans un moment de belle humeur
L'Amour inventa le sourire:
„Je veux, dit-il, que sa douceur
„Dans les sens porte le délire;
„Qu'il soit fixé par le plaisir
„Sur deux levres couleur de rose;
„Que sa bouche, prête à s'ouvrir,
„Sans parler dise quelque chose."

Il fit un sourire charmant,
Où respirait tant de tendresse,
Que chaque dieu dès ce moment
En voulut un pour sa déesse.
On en fit un nombre inoui,
Pour satisfaire à leur demande;
Et l'on voit encore aujourd'hui
Mille sourires de commande.

L'une au saint nom de l'amitié
Sourit avec indifférence;
Une autre sourit de pitié,
Ou pour cacher son ignorance.
On voit des sourires niais,
Et des sourires de caprice;
Telle autre ne sourit jamais
Qu'au souvenir d'une malice.

Le premier sourire d'Amour
Paré des charmes des trois Graces,
S'étoit caché jusqu'à ce jour:
Je viens de découvrir ses traces.
Placé par l'enfant de Vénus
Sur une bouche purpurine,
Il est l'organe des vertus,
Qui m'enchaînent près de Céline.

Wahrlich es ist schwer, der Versuchung zu widerstehen, noch mehrere dieser Chanson's auszuheben, und ich dürfte es vielleicht um so eher thun, weil ich aus den beiden andern Musenalmanachen keine Probe geben kann. Der Grund davon ist ganz einfach; ich besitze sie nicht, und habe in Paris Nöthigeres zu thun, als Almanache zu lesen. Indeß ist die poetische Gattung der Chanson's für den Geist der französischen Nazion sehr merkwürdig, und es daher wohl der Mühe werth, von einem Chanson selbst zu hören, was man an ihn verlangen kann.

Ne cherchons pas dans les chansons
Vers pompeux et brillant langage;
Mais si nous y reconnoissons
Naïf et piquant badinage,
    Couplet bien écrit,
    Réfrain plein d'esprit ...
N'en demandons pas davantage.

Was das Karakteristische dieser Lieder vollendet, ist ihre Musik, welche in der Regel einer bekannten Melodie angepaßt sein muß. Diese

steht jedesmal drüber geschrieben, macht aber oft einen so lächerlichen Contrast mit dem Inhalt des Gedichts, daß die Behauptung eines Italieners, die Musik vermöge sich keiner einzelnen Gemüthsstimmung ausschliessend anzuschmiegen, durch sie freilich bestätigt zu werden scheint. So muß z. B. eine sehr hochtragische Romanze nach der Arie, Des folies d'Espagne, der herzliche Neujahrswunsch eines Kindes an seinen Vater, nach der: Femmes, voulez-vous éprouver? und müssen die beinahe lyrischen Couplets auf den Frieden, nach der Arie: quand l'Amour naquit à Cythère, gesungen werden. Diese Kontraste sind in allen französischen Musenalmanachen äusserst belustigend, und es fällt mir dabei immer ein Volkslied ein, welches nach der Schlacht bei Jena in Deutschland verkauft wurde. Es schilderte diesen, für die preussische Monarchie verderblichen Tag mit all den starken Farben von dergleichen Winkelpoesie, und gieng, wie oben stand, nach der Melodie: o Mond, du gehst so stille.

Der Almanach, Les quatre saisons du Parnasse, kommt bereits ins vierte Jahr heraus, und hat sich also länger gehalten, als unser, so früh verstorbener, vierteljährlicher Almanach. Denn dieß ist auch der vorliegende, und es erscheint mit dem Anfang jeder Jahrszeit immer ein Bändchen desselben, was natürlich sehr bequem für die Dichter ist, da sie gewöhnlich auf ihren Nachruhm nicht warten können, und ihnen zwölf Monate zu lange sind, bis sie berühmt werden. Zuverlässig ist es auch etwas hart, wenn man im Januar irgend eine Xenie, oder ein Epigramm, oder ein Lied gebohren hat, es ein ganzes Jahr lang bei sich liegen zu lassen, da man doch annehmen darf, daß das Publikum äusserst neugierig darauf ist. Glüklicher Weise haben wir in unsern Tagsblättern Gelegenheit genug, dasselbe mit lauter frischen Eiern zu füttern, und des Morgens schon den Brei verzehrt zu sehen, den wir Abends angerichtet haben. Diese Bequemlichkeit besitzen die Franzosen nicht in dem Umfang wie wir, und es ist ein Zeichen,

daß das tausendjährige Reich der Poesie bei ihnen ferne ist, da diese Vorläufer noch nicht erschienen sind. Denn daran sollt ihr es erkennen, daß die keuschen Musen jeden Abend ins Wochenbett kommen, und den andern Mittag beim Taufschmaus sitzen!

Herr Fayolle, welcher diese poetischen Jahrszeiten bewegt, ist übrigens ein Mann von Geschmak und so ziemlich richtigem Blik. Es ist gar nicht gemeint, daß nur das frischgebackene Brod, welches noch raucht, gut schmekt, sondern er nimmt meistens nur kleinere Arbeiten in Prosa und in Versen auf, welche sich schon in der Welt gezeigt haben, und in guter Gesellschaft gerne gesehen worden sind. Daran thut er, wie mich dünkt, ganz recht; indem die französischen Blätter manchmal sehr vorzügliche kleine Arbeiten enthalten, welche leicht mit dem Interesse des Tages verschwinden, weil man in Frankreich nur kleine und vermischte Schriften von Männern, wie Voltaire, Rousseau und Diderot herausgiebt, die Dii minorum gentium aber höchlichst zufrie-

den sind, wenn sie in diesem Privatpantheon ein Plätzchen gefunden haben.

Man sagt mir, daß es auch noch Etrennes d'Apollon und andere Musenalmanache giebt. Wer würde aber fertig werden, wenn er sie alle durchlaufen wollte? Mein Gott, das Leben ist so kurz, und es muß in diesem Jahr noch so viel gethan werden, wenn man 1809 auch wieder Zeit zum Almanachelesen gewinnen will.

Es ist bekannt, daß Moliere's Bourgeois gentilhomme, einmal einen Liebesbrief zu haben wünscht, welcher weder in Prosa noch in Versen geschrieben sein soll. Für einen Liebesbrief ist das nun gar zu viel verlangt, wenn man anders alles was sich reimt, als Vers, und alles was sich nicht reimt, als Prosa gelten läßt. In der Almanachsliteratur giebt es aber wirklich solche Zwitter, und wir sind nicht in Abrede, wenn man botanische, mineralogische, und technische Taschenbücher, wie sie in Frankreich und zum Theil auch in Deutschland erscheinen, unter dies genus neutrius zählen will. Denn der bon

Jardinier des Herrn Mordant Delaunay mag mir ein braver Gärtner, aber ein sehr langweiliger Gesellschafter sein. Auch vor Herrn Saint-Azur's Almanach des Fabricans en matières d'or, d'argent et d'autres métaux, habe ich alle Achtung, wie vor jedem ehrlichen Gewerbe. Aber wie die Mademoiselle Coulon de Thévenot ihre Etrennes du Tachygraphe schon ins dritte Jahr fortsetzen kann — das beweist wenigstens, daß die Franzosen viel zu schreiben haben müssen, da ihnen so viel daran liegt, schnell zu schreiben.

Von guter Prosa aber, wie sie Herr Jourdain nicht haben will, bin ich ein sehr großer Freund. Es sind auch mehrere Almanache zum Vorschein gekommen, die dem Herrn Jourdain zum Troz rechte brave Prosa enthalten. Einer davon nennt sich l'Almanach des Prosateurs, und ist bereits der siebente Jahrgang einer immer gut aufgenommenen Sammlung. Er enthält Stücke von Boufflers, Mercier u. a. und zieht mehreremale gegen den D. Gall zu Felde, was natürlich in jedem diesjährigen Almanach geschehen muß,

wenn das Publikum nicht glauben soll, er sei für das Jahr 1708 und nicht 1808 geschrieben. Mitunter sind aber auch rechte gediegene Sachen, und ich kenne nichts, was in so wenigen Worten eine tiefere Menschenkenntniß und Menschenbehandlungskunst enthielte, als eine kleine Anekdote, welche für eine polnische Fabel ausgegeben wird:

„Ein Kutscher führte einen Wagen, der mit vier rüstigen Pferden bespannt war. Zu den zwei vordern sagte er immer: macht, daß die andern euch nicht nachkommen; und zu den hintern: laßt euch die andern nicht vorspringen! Ein Reisender bemerkte ihm, daß er die armen Thiere zum besten habe. Ich weiß es wohl, gab er zur Antwort; aber es geht so besser."

Prosa und Verse durch einander enthält der schon seit mehrern Jahren fortgesezte Almanach des Dames, unter dessen Namen sich dies Jahr noch ein Pseudo-Damenalmanach eingeschlichen

hat, welcher sich im Aeussern wenig von seinem Original unterscheidet, so wie jener Seifensieder auch Horaz hieß, und ihm vielleicht noch dazu ähnlich sah, dem ungeachtet aber nichts weiter als ein Seifensieder, und kein Dichter war. Freilich ist es auch der schönste Lohn des Schriftstellers, dem Geschlecht zu gefallen, für welches wir die Schriftstellerei einmal allein treiben wollen, und daher ganz natürlich, wenn hie und da einer den Versuch macht, unter dem Namen eines alten Bekannten sich bei ihnen aufzuführen, um so mehr, da die List zuweilen gelingt, weil das schöne Geschlecht leider oft gutmüthig genug ist, seine Bekannten nur nach den modischen Schnitten ihrer Kleider zu klassificiren. — Immer kommt mir noch so ein Taschenbüchlein hinterher, wenn ich schon mit einer Parthie fertig zu sein hoffe, und so erscheint auch noch eines, welches sich unter dem Titel, Etrennes au Dames (Neujahrsgeschenk für Damen), ankündigt, aber überall um drei Franks verkauft wird. Da ist der Almanach de familles, ou choix de bouquets

de fêtes, vers et couplet pour différentes circonstances, à l'usage de pensionnats pour 1808, 18. à la Libraire économique, weit ehrlicher. Er spricht sich selbst rein aus, und man weiß doch gleich, wie man mit ihm daran ist.

Der vorzüglichste Angel, um den sich die Pariserunterhaltung dreht, ist das Theater. Da muß es also auch Theateralmanache in Frankreich geben. Ja wohl, aber sehr schmuklose, sehr wohlfeile, und dennoch ganz zwekmäßige. Wie sich's gehört, halten sie sich nur an das Jahr, dem sie dienen sollen, und überlassen es den andern Jahren auch wieder ihre Knechte zu finden. Beide, das Mémorial dramatique pour 1808 und die Opinion du Parterre für dieses Jahr, geben von allen, im vorigen aufgeführten, alten und neuen Stücken — natürlich nur in Bezug auf die Hauptstadt — Nachricht. In allem, was den Geschmak anbetrift, urtheilt in Frankreich das Publikum, und die Kritiker mögen sagen was sie wollen, so behält es am Ende dennoch recht. Wirklich ist hier auch die vox populi die vox Dei, und

jeder Franzose würde lachen, wenn man ihm sagte, daß die Deutschen sich hierin gewissen unberufenen Tribunalen unterworfen haben, von denen herab immer die Stimme eines Einzelnen den Ausspruch thut: es ist gut, oder es ist schlecht! Allein er weiß freilich nicht, daß bei uns das Kritisiren ein eigenes Handwerk ist, und daß sich großentheils nur diejenigen damit abgeben, welche sonst nicht literarisch zu wirken vermögen, nur selten aber die, die selbst das Vorzüglichste geleistet haben. Das müssen wir aber auch gestehn, daß wir Deutschen dem Belisar ähnlich sind, welcher einst Armeen geführt hat, und nun an der Hand eines Führers durch die Welt gehen muß. Es ist natürlich, daß dies in Sachen des Geschmaks nicht besser sein kann, und daß man sich hüten muß, uns ja nicht selbst urtheilen zu lassen. Denn wer das einmal versucht hat, der läßt es nicht mehr bleiben, und so könnte ihm mancher poetische Koloß am Ende blos ein erbärmliches Fantom scheinen, womit man zur Noth nur noch Kinder ins Bett jagen kann.

In den beiden Theateralmanachen ist also das Publikum redend aufgeführt. Und wahrlich, es spricht nicht so übel. Seine meisten Urtheile sind richtig, und es ist nur manchmal ein wenig zu nachsichtig, niemals aber zu streng. Mit Vergnügen und Dank nimmt es die geringste gelungene Bemühung, es zu unterhalten, auf, sucht seinen Mann nach Kräften zu belohnen, und läßt die Kritiker sagen was sie wollen, ohne darum seine Meinung zu ändern.

Eine sehr nüzliche Einrichtung ist der Almanach des inventions avec brevets, welcher schon seit mehreren Jahren erscheint. Wenn werden wir auch einmal einen solchen Almanach erhalten? — Sobald Brevets bei uns möglich sind, früher nicht. So lange aber noch jede Erfindung gleichsam res nullius ist, und gewöhnlich der, dem sie sauren Schweiß gekostet hat, die Früchte davon durch andre gepflükt sieht, die Regierungen weder durch Lob, noch durch wesentlichere Unterstüzungen dem schönen Plane zum Licht verhelfen, so lange werden wir auch keinen Almanach

der Erfindungen, aber auch keine hochaufstrebende Industrie haben. In Frankreich hingegen sind seit dem 4. Juli 1806 bis auf den 25. September 1807 nicht weniger als ein und neunzig Brevets ausgefertigt worden, welche hinlänglich beweisen, wie nüzlich diese Maßregel ist. Auf jeden Fall wird die Nazion auf diese öffentliche Billigung aufmerksam gemacht, ihre Meinung für die Sache gewonnen, die Unternehmung selbst damit erleichtert, und der Erfindungsgeist angereizt. Freilich sind nicht alle diese Erfindungen von hohem Werthe; allein für die Industrie giebt es nichts Unbedeutendes, und was im Anfang auch noch so gering scheint, kann zur Quelle großen Wohlstands und zwekmäßiger Beschäftigung vieler Menschen werden.

Ueberhaupt aber muß alles, so viel wie möglich, zur Kenntniß des Publikums gebracht werden, damit jeder immer weiß, wie die Sachen stehen. Dadurch wird das Volk gerecht gegen seine Regierung, und lernt diese das Volk schätzen. Es ist daher ganz gut, daß es einem Pariser einge-

fallen ist, einen Almanach des embellissemens de Paris zu schreiben. Die ungeheuren Werke, welche seit einigen Jahren in dieser Stadt ausgeführt wurden, sind von mannigfaltigem Nutzen gewesen; denn ausserdem, daß sie zur Gesundheit und Verschönerung beitrugen, sezten sie auch eine Menge Menschen in Thätigkeit, welche der Stillstand des Handels ohne Arbeit und somit ohne Brod gelassen hätte. Auch sieht man, und mag es jeder mit Händen greifen, daß Millionen, welche sonst auf einen Erdflek verwandt wurden, den nur die Laune wählte, und daher auch bald wieder verlassen mußte, doch besser für die große Hauptstadt ausgegeben wurden. Denn wenn Napoleon noch einige Jahre so fortfährt, so hat er mehr in dieser Rüksicht für Frankreich gethan, als alle die vorigen Dynastien, an welche sich die seinige angeschlossen hat.

Ich will diese Uebersicht mit zween völlig ernsthaften Almanachen schliessen. Der erste, Almanach des Protestans pour 1808, ist eine erfreuliche Erscheinung schon an sich, wenn sie auch für den

Ausländer wenig Werth hat. Nicht ohne Interesse ist indeß die Uebersicht der Lage der Reformierten in Frankreich, seit der Widerrufung des Edikts von Nantes bis auf den heutigen Tag. Das Büchlein beginnt damit, und fährt denn mit den, auf diesen Gegenstand sich beziehenden Verordnungen vom 18. Germinal X. fort, denen sodann das Verzeichniß aller französisch protestantischen Gemeinden mit ihren Consistorien nachfolgen.

Der zweite, l'Almanach du Commerce de Paris, des Départemens de l'Empire français et des principales villes du Monde, par J. de la Tynna, ist ein großes Werk von 900 Seiten. Wie weit er vollständig ist, kann ich nicht urtheilen; man darf aber zum voraus annehmen, daß er in Bezug auf das Ausland geringen Werth hat. Ueber Paris will ich folgende Data ausheben, und mit diesen schliessen.

Es giebt hier 76 Banquiers.
300 Jouailliers und Bijoutiers.
168 Tuchhändler.

490 Kaufleute.
200 Holzhändler.
42 Pferdehändler.
85 Ebenisten.
21 Strohhutmacher.
19 Geldwechsler.
121 Limonadiers und Caffetiers.
31 Branntweinhändler.
86 Modehändler.
132 Parfümeurs.
40 Gemähldehändler.
43 Kupferstichhändler.
15 Gemähldereſtaurateurs.
336 Mahler.
61 Bildhauer.
176 Architekten.
234 Kupferstecher.
118 Buchdrucker.
260 Buchhändler.
263 Hôtels garnis.
1000 Weinhändler.

3 Falsche Augenmacher.

Schriftsteller?

Man hat mir einmal 2000 genannt. Wie viel gute darunter? Lieber Himmel, wer wird auch das wissen!

V.

Den 10. December.

In allen Buchläden ist seit einigen Tagen ein neues Wörterbuch ausgelegt, welches, wie die Ankündigungen sagen, eine Lücke in der französischen Literatur ausfüllen wird. Jedermann weiß, was diese Ankündigungsphrase eigentlich bedeutet, ist aber in Rüksicht auf die vielen Lücken, die noch da sind, gut genug, das Buch zu kaufen — wenn man gleich hinterher einsieht, daß es höchstens eine Lücke im Bücherschrank für ein, an irgend einen guten Freund ausgeborgtes Buch ausfüllen mag. Bei diesem Wörterbuch ist das aber nicht der Fall; denn man hat es für eine Kunst geschrieben, die so umfassend, so vielseitig, so schwer ist, daß nicht nur Anfängern, sondern auch den Weitergekommenen ein solches Hülfsbuch vom größten Nutzen sein muß. Es ist nämlich das Wörterbuch der Liebe, welches irgend ein ungenannter Gelehrter aus den besten Schriftstellern in diesem Fache, Tibull, Ovid,

Properz, Bruyere, La Rochefoucault, Lafontaine, Bernard, Ninon de Lenclos u. a. zusammengetragen hat, und allen Menschen dienlich sein soll, wie ein schönes Kupferplättchen neben dem Titel beweist. Denn hier kniet ein sehr hübsches, so frei als möglich drappirtes Mädchen zu den Füßen des Liebesgotts, der vor ihr, auf seinen Bogen gestützt, steht, und ihr eben die Worte sagt:

Qui que tu sois, voici ton maître,
Il l'est, le fut, ou le doit être!

Er hat natürlich diesmal keine Binde um die Augen, weil man hell sehen muß, wenn man junge Mädchen die Kunst der Liebe lehrt, und ein Wörterbuch darüber schreibt, welches auch noch für alte Weiber unterrichtend sein soll.

Der Verfasser, welcher, wie alle in dieser Kunst Erfahrene, das Geheimniß liebt, hat sich nicht genannt. Auch ist dies eben nicht nöthig, indem bei einem guten Buch gar wenig auf den Namen desselben ankommt. Indeß scheint ihm doch bei seinem Titel nicht ganz wohl zu Muthe zu sein,

weil er für nöthig findet, eine Vorrede beizufügen, in welcher er sein Recht, ein Wörterbuch der Liebe zu schreiben, vertheidigt; „denn, sagt er, alle Künste, alle Wissenschaften haben ihre Wörterbücher, warum soll die Liebe allein keines haben? Warum soll sie schlimmer wegkommen, als die Chemie, die Pharmazie und die ganze Medizin?"

Wer wird aber auch etwas dagegen haben, wenn das Buch anders gut geschrieben ist? Liebende wissen freilich Besseres zu thun, als in in einem Wörterbuch nachzuschlagen; denn sie sind gründlich, und ihnen ist um die Sache selbst, nicht um die Wörter zu thun. Allein die meisten Wissenschaften können ihre Zeit auch nützlicher als mit Dictionnairen zubringen, und dennoch ist es nie einem Schriftsteller eingefallen, sich gegen den Vorwurf, ein gutes Dictionnaire verfaßt zu haben, vertheidigen zu wollen.

Es ist aber immer gut, wenn man sich selbst Rechenschaft giebt; und da man in der Liebe so

selten dazu kommt, so wollen wir uns freuen, wenn es ihre Schriftsteller thun. Dieser nimmt, wie man sieht, die Sache ernstlich, und so ist es auch billig, daß man mit eben so ernsthaftem Gesicht ihm zuhört und antwortet.

Ueber den Zwek seines Werks sagt er folgendes: „Entsteht zwischen zwei Geliebten — was doch je zuweilen geschieht — ein Zank, streiten sie sich — was so selten geschieht — über die Bedeutung eines Ausdruks, über die Vorstellungen, welche man sich z. B. von Eifersucht, Schamhaftigkeit, Coquetterie, Beständigkeit machen soll, so öfnet man das Wörterbuch der Liebe, schlägt nach, versteht sich und macht Frieden.“ Also ein Mittel zum ewigen Frieden in der Liebe! Mein Gott, wenn uns die historischen Dictionnairs, die wir ja in großen Folianten besitzen, doch auch zum erwünschten, politischen, ewigen Frieden führen möchten! Wir wollten ja gerne den kleinen Krieg der Liebe, der Eifersucht, des Neids aushalten,

wenn wir nur von dem größern auf immer befreit wären!

Indeß glaube ich, daß das Wörterbuch der Liebe so wenig helfen wird, als die großen Dictionnairs von Bayle und Moreri, und daß einem die Geliebte dasselbe an den Kopf werfen würde, wenn man ihr sagen wollte, sie möchte im Wörterbuch den Artikel Untreue, Schäferstunde u. dergl. aufsuchen, um sogleich zur Ruhe zu kommen. Läßt sie sich's gefallen, so denke nur jeder gleich, daß es mit ihrer Liebe aus ist, und wer dies nicht glauben will, dem kann ich es mit einer schönen Stelle beweisen, die aus den Briefen der liebenswürdigen Ninon an den Marquis von Sevigne ausgehoben ist.

„Es ist aus, Marquis; Sie werden von nun an bei mir weder Zweifel noch Unruhen über Ihre Gefühle mehr bemerken. Gestern hab' ich gesehen, daß Sie mich so lieben, wie ich geliebt sein will. Sie haben mir nun einen Beweis davon gegeben, welcher auf mich den meisten Eindruk macht. Sie kamen, während ich schrieb.

Ich will Ihnen die wenigen Worte verbergen, die ich eben aufs Papier gebracht hatte. Dieses Geheimniß reizte ihre Neugierde; Sie wollen wissen, was es ist; ich will es nicht zeigen; Sie bestehen darauf; ich gebe nicht nach; Sie werden zornig, Sie machen mir tausend Vorwürfe, sagen mir tausend Beleidigungen, zerbrechen in der Wuth mein Schreibzeug, reissen mir das Papier aus den Händen, und zerreissen es, ohne es nur lesen zu wollen, in Stücke..... Ich hätte Sie mit Einem Wort zur Ruhe bringen können, ich schrieb ja an Sie selbst; aber Ihr Zorn war zu schön in meinen Augen, um ihn zu besänftigen. Noch seh' ich Sie, wie Sie, von den grausamsten Betrachtungen gequält, sich in den Armstuhl werfen. Rasch stehen Sie wieder auf, zücken einen schreklichen Blik auf mich, gehen weg, und schwören, daß Sie mich verabscheuen..... Ich habe Sie nie schöner gesehen, als in diesem Augenblik; nie haben Sie mir etwas gesagt, das mich so sehr überzeugte, mit welcher Leidenschaft Sie mich lieben. Mit welcher Gier beobachtete mein

Herz alle Ihre Handlungen! Wie viel Süsses fand es in allen Ihren Beleidigungen! Im Moment, da Sie schwuren, ich sei ein Ungeheuer in Ihren Augen, fühlte ich, wie wenig Sie mich sonst gerade durch die völlig entgegengesezten Betheurungen von Ihrer Liebe überzeugt hatten. Auch waren Sie kaum weg, so war mein erstes Geschäft, die Stükchen des Papiers und des Schreibzeugs aufzusammeln. Kein Eroberer wandelt mit so viel Vergnügen auf den Wällen, die er eben niedergeschmettert hat, als ich fühlte, da ich diese köstlichen Zeichen Ihres Zorns, oder vielmehr Ihrer Liebe ansah. Wenn Sie mir je ungetreu werden, so werd' ich Ihnen diese Zeugen vorführen, um Sie an die Gefühle zu erinnern, die Sie einst für mich hatten. O werfen Sie sich ja diese Heftigkeit nicht vor; ich würde glauben, daß ich nicht geliebt sei, wenn ich mit Mäßigung geliebt würde..... Welchen Reiz hatte die schrekliche Miene für mich, mit der Sie weggiengen! Ich wähnte den Kriegsgott zu sehen, wie er die Venus in einem Ton, der

jeden andern entsezt hätte, seiner Liebe versichert. O wie glüklich bin ich! Ich habe endlich ein hohes stolzes Gemüth, ein Herz voll Heftigkeit, Eifersucht und Leidenschaftlichkeit gefunden, und bin geliebt, wie ich es sein will!“

Diese schöne Stelle der liebenswürdigen Ninon mag beweisen, von welcher Art die Erklärungen des Verfassers sind, und wie gut er in seinen Quellen zu wählen verstanden hat. Sie enthält einen der tiefsten Blicke in das weibliche Herz, ein Geheimniß der Liebe, das so wahr ist, als das Vortreflichste, was je über sie gesagt worden ist. Natürlich geben nicht alle Worte Veranlassung zu so schönen Bemerkungen; allein wo dies nicht der Fall ist, weiß sich der Verfasser mit Wiz zu helfen. Und wie gut ihm das oft gelingt, mögen folgende Stellen beweisen:

Alter. Das Geheimniß, welches die Weiber am getreulichsten bewahren. Unglüklicher Weise verräth es sich aber von selbst.

Sopha. Wie Schade, daß sie nicht sprechen können! Welch schöne Dinge würden wir von ihnen hören!

Fächer. Ein für die Damen sehr nützliches Geräthe.

Fait-on un conte un peu joyeux,
Qu'Aglaé n'ose entendre,
L'éventail s'ouvre, et sur ses yeux
Il est prompt à s'étendre.

Voile aimable, chaste ou trompeur,
Mais toujours plein de grace,
Un éventail sert la pudeur,
Ou du moins la remplace.

Unglaubig. Laßt euch nicht abschrecken; auch die Unglaubigste überzeugt sich am Ende.

Ungeheuer. Gehen Sie, mein Herr, Sie sind ein Ungeheuer! — Ein Ungeheuer? — Ja, ein Ungeheuer. — Ich bitte Sie nur noch um ein paar solcher Beiworte, und ich bin gewiß, daß Sie mich lieben.

Vielweiberei. Wenn sie in Paris erlaubt wäre, so würden die Weiber ängstlicher eingeschlossen werden, als in der Türkei. Da ein Franzose aber nicht mehr als Eine Frau haben darf, so verbirgt er sie nicht, weil er fürchtet, daß es sein Nachbar auch thun möchte.

Runzeln. Wär' ich bei der Schöpfung zugegen gewesen, sagte Ninon, so hätt' ich dem Schöpfer gerathen, die Runzeln an die Fußsohlen zu setzen.

Traum. Wenn das Glük der Liebe nur ein Traum ist, warum schläft man nicht sein ganzes Leben?

Seufzen. Wenn die Liebhaber nicht mehr seufzen, so sind die Weiber Schuld. Sie lassen ihnen ja heutzutage nicht mehr Zeit dazu.

Schweigen. Wie geschwäzig ein Weib auch sei, die Liebe lehrt sie schweigen.

Wahre Liebe. Es ist mit der wahren Liebe wie mit den Gespenstern. Jedermann spricht davon, aber niemand hat sie gesehen.

Diebereien. Die Diebereien der Liebe sind wie die spartanischen. Nur die ungeschikten werden bestraft.

Läßt sich nicht recht viel aus diesem Wörterbuche lernen?

Aber bei seiner Durchsicht ist es mir mehreremale aufgefallen, wie arm ein gutdeutsches Wör-

terbuch in diesem Fach sein müßte. Wie wollte man z. B. roué, tête à tête, petits soins, langueur, fleurette u. s. w. übersetzen? Das, was sie bedeuten, haben wir im Deutschen freilich auch. Wir können wie die Franzosen behaupten, langueur zeigt den Wunsch, oder die Reue, die Liebe zu kennen an; nur das Wort roué macht den Weibern Angst, nicht die Sache selbst und dergleichen. Aber müßten wir doch das, in Liebessachen so vortrefliche Wort éperdument, z. B. éperdument amoureux, durch zum Todschiessen verliebt übersetzen. Und wir schiessen uns doch aus Liebe nicht eher zu todt, als die Franzosen!

Sollte dies nicht ein Mitgrund sein, warum unsere höhern Stände die Sprache unserer Nachbarn vorziehn? Es ist so gar bequem französisch zu sprechen, wenn man's einmal auch nur ein Bißchen versteht.

VI.

Florians Jugendjahre,
von ihm selbst geschrieben.

Oft habe ich an mich selbst die Frage gemacht:

Woher kommt es, daß die Franzosen weit bereitwilliger als andere Nazionen sind, ihr eigenes Leben selbst vor die Augen des Publikums zu stellen?

Ich dachte mir immer, daß es Eitelkeit sein müsse, die sie dazu bewegt. — Allein denn würde man doch wenigstens seine Fehler zu verbergen suchen? — Nein, denn man kann auch darin eine Befriedigung seiner Eitelkeit finden, daß man seine Fehler ganz offen gesteht, und man bemerkt diese Offenherzigkeit ja am häufigsten an Menschen, welche die meisten Fehler haben, und am schwersten zu bessern sind. —

Oder wollten sie damit vor ähnlichen Verirrungen warnen? — Man muß sehr gutmüthig sein, um dies zu glauben; denn in den meisten

Schriften der Art bemerkt man die Behaglichkeit nur zu wohl, mit der sich die Verfasser an ihre Streiche erinnern. Und denn, wäre das wohl das Mittel, die Jugend auf die rechte Bahn zu leiten, wenn man Scenen des Leichtsinns und der sogenannten liebenswürdigen Laster mit solchem Wohlgefallen ausmahlt? Rousseau liegt freilich ein paarmal wie ein bußfertiger Sünder, der sich an die Brust schlägt, und seufzt und ächzt in seiner Zerknirschung, vor dem Leser; allein er steht gleich wieder auf, um die Liebenswürdigkeit der Madame Warens, oder sonst einer der Frauen, die ihm auf seiner Lebensbahn begegneten, recht anlockend zu schildern.

Im Ernst, bei den meisten Confessions, Memoires und dergleichen Schriften hat es mir immer geschienen, als ob ihre Verfasser ihr Leben darum beschrieben, weil sie es nicht noch einmal leben können, und wenigstens in der Erinnerung so viel möglich die Vergangenheit wieder geniessen wollten. Nur hie und da sah ich einen unter ihnen, welcher sich über seine Thor-

heiten selbst lustig machen mochte, was er aber gewiß auch unterlassen hätte, wenn er sich nicht zuweilen mit Eitelkeit darüber gewundert, daß er nun ein so ganz anderer Mann geworden war.

Diese Bemerkung machte ich mir auch bei Florians kleiner Schrift, welche aus seinen Papieren herausgegeben ist, und die vier und zwanzig Bändchen starke Sammlung seiner Werke schließt. Er hat sie selbst Mémoires d'un jeune Espagnol überschrieben, und ist diesem Titel auch in den Namen von Personen und Orten, die er aufführt, getreu geblieben. Warum er das gethan, kann ich nicht begreifen; denn diese Nachrichten gehen nicht weiter, als bis in sein achtzehntes Jahr, und sind von der Art, daß sie niemand in Verlegenheit setzen können. Indeß hat es ihm einmal so gefallen, und wir müssen uns schon dazu verstehen, ihn Niaflor zu nennen, statt Paris, Madrid, statt Ferney, Ferniro u. s. w. zu lesen. Glüklicher Weise ist alles so angelegt, daß jeder die Mummerei im Augenblik erkennt, und sich's niemand einfallen lassen kann,

sich unter dem Dichter von Fernixo, welcher Lopez de Vega genannt wird, jemand anders, als Voltaire'n zu denken.

Florian hat einen Theil seiner Erziehung im Hause dieses berühmten Mannes erhalten. Schon dies giebt seiner Jugendgeschichte ein hohes Interesse. Allein, wie es gekommen ist, ob Voltaire an andere Dinge, als an die Erziehung des jungen Menschen, den er sehr liebte, zu denken hatte, oder ob Florian das beste vergessen, oder es wenigstens nicht so merkwürdig gefunden hat, als das Publikum, dem er seine Denkwürdigkeiten doch bestimmte, das weiß ich nicht. Wohl aber hat es mich in meiner Erwartung getäuscht, welche auf nichts weniger, als eine liebliche Schilderung von Voltaire's häuslichem Leben gefaßt war, die, so viel ich weiß, noch von niemand gegeben worden ist, der selbst einige Zeit sein Hausgenosse gewesen wäre.

Dabei kommen aber dennoch artige Züge aus seiner Jugendgeschichte vor. Es sind ihrer übrigens

nicht zu viele. „Mein Vater,“ sagt er einmal, „hatte mich zum Kriegsdienst bestimmt, und sah es gerne, daß ich schon im achten und neunten Jahr eine Flinte in der Hand hatte. Er gab mir Pulver und Blei, und ich lief den ganzen Tag allein im Feld herum, um Sperlinge zu schiessen. Wenn ich Abends meine Jagd nach Hause brachte, so las ich wohl noch ein wenig in einem Buch. Das, welches mir am besten gefiel, war eine Uebersetzung von Homers Iliade. Die Thaten der griechischen Helden sezten mich in Entzücken und Bewunderung, und so oft ich einen etwas ansehnlichen Vogel geschossen hatte, ermangelte ich nie, mitten im Hof einen kleinen Scheiterhaufen von dürrem Holz zu errichten. Auf diesen legte ich dann mit aller möglichen Ehrfurcht den Körper des Patroklus oder Sarpedon nieder, zündete ihn mit vieler Gravität an, und blieb unter den Waffen, bis der Leichnam meines Helden von den Flammen verzehrt war. Dann sammelte ich seine Asche in einen Topf, den ich in der Küche genommen hatte,

brachte diesen meinem Großvater, und sagte ihm dabei, welches Helden Reste in denselben verschlossen wären.“

Sonst ist die Jugendgeschichte Florians, wie die der meisten jungen Leute, von guten Anlagen, welche entweder in ihrer Weltbestimmung oder in öffentlichen Erziehungsanstalten viel sich selbst überlassen sind. Ihr Fleiß ist rhapsodisch, ihr Streben geht nach den Zielen eines falschen Ehrgeizes, sie suchen die Erstlinge ihres Ruhms in Ausschweifungen, und opfern die Blüthe ihrer Kraft an frivole Studien und liederliche Weiber. Das Pagenleben beim Herzog von Pantheoinore enthält zwar wenige Pagenstreiche; aber sein Aufenthalt in der Artillerieschule von Durango, (d. h. Bapaume), eine Menge Studentengeschichten, welche allerliebst erzählt sind, und sich auch von andern, für die die Zeit zu ihrer Nachahmung vorüber ist, mit Vergnügen lesen lassen. Am merkwürdigsten scheint mir eine kleine Scene, welche in Ferney vorfiel, und eine so reine, aber kühne Naturstimme vernehmen läßt, als

man sie nur je hören kann. Bei einem angenehmen Erzähler, wie Florian ist, thut man am besten, ihm das Wort selbst zu lassen.

„Im Schlosse befand sich ein kleines Mädchen von acht oder neun Jahren, das von Donne Nisa (Madame Denis) auf das zärtlichste geliebt wurde. Es war die Tochter der Donna Podilla, des großen Calderon's (Corneille's) Nichte, welche Dom Lope ausgestattet, und verheirathet hatte. Die kleine Podilla war zwar nicht schön, aber ihr niedliches Gesichtchen voll Geistes. Sprudelnd, wie Salpeter, machte sie die Donna Nisa, welche ihr im Klavier Unterricht gab, oft ungeduldig; aber ein Scherz von Podilletta verwandelte ihren größten Zorn immer in lautes Gelächter. Das kleine Mädchen war überhaupt unerträglich, aber doch äusserst liebenswürdig, indem es gegen jeden Fehler auch sicher einen anmuthigen Zug hatte. Sein Verstand war für sein Alter schon sehr gereift, und es verstand beinahe alles, was gesprochen wurde. Noch belebte es nur das Feuer seines Geistes;

aber man konnte leicht voraussehen, daß dazu wohl bald andere Flammen kommen würden, und ob es gleich erst acht Jahre hatte, so konnte man doch schon zuweilen den ersten Funken derselben bemerken.“

„Podiletta gewann sehr viel Zuneigung für mich. Sie war unaufhörlich bei mir, küßte mich oft, und wenn sie mich nicht immer auf die Wangen küßte, wie manchmal geschah, so stellte sie sich, als ob es ein Versehn gewesen wäre. So oft ich mit meiner Flinte hinausgieng, um in den Weinbergen Schnepfen zu schiessen, so gieng Podilletta mit mir, hielt mich an der Hand, verbarg sich hinter meinen Rücken, wenn ich losdrükte, und lief dann mit der größten Flinkigkeit und Anmuth, über die Gesträuche weghüpfend, um mir meinen getödteten Vogel zu bringen. Man scherzte oft über ihre Liebe zu mir, aber der geringste Spott hierüber brachte sie in Zorn. Es war ein sonderbares Kind für sein Alter; ein Gespräch, das ich einmal mit ihr hatte, sezte mich aber mehr in Erstaunen als alles andere.“

„Wir kehrten mit einander von der Jagd zurük. Sie trug meine Beute nach ihrer Gewohnheit, und hielt mich an der Hand. Ein Hund bellte uns an, das sezte sie in Furcht. Ich nahm einen Stein und warf nach ihm. — „O gieb Acht," sagte Podilletta zu mir, „der Hund könnte dich beissen." Sie duzte mich sonst nicht. Mir fiel das sehr auf; doch stellte ich mich, als ob es mir nicht aufgefallen wäre, und antwortete ihr: Sie müssen sich nicht fürchten, es ist keine Gefahr. — „Ach, ich fürchtete nicht für mich; aber wahrscheinlich mißfällt es dem Herrn, daß ich ihn geduzt habe." — Gewiß nicht; im Gegentheil, ich versichre Sie, daß es mich freut. — „Ach, wenn das wahr wäre, so würden Sie gesagt haben: ich versichre dich, daß es mich freut." — Sie müssen nicht böse werden, Podilletta, wenn ich Sie nicht duze. Dies ist nur Brüdern und Schwestern und Ehleuten erlaubt. — „Es ist auch denen erlaubt, die sich lieben, und Sie halten es für unerlaubt, weil Sie mich nicht lieben." — Ich liebe Sie recht herzlich,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

liebe Podilletta. — „O Sie lieben mich? Und wie lieben Sie mich?" — Wie die artigste Schwester, die man haben kann. — „Solche Freundschaft, mein Herr, mag ich nicht, und ich will lieber gar nicht geliebt sein, als so." — Nun, Podilletta, und wie wollen Sie denn geliebt sein? — „Wie ein Mann seine Frau liebt, wenn sie erst zwei Tage verheirathet sind." — Nun gut, ich will Sie wie meine Frau lieben. — „Denn müssen Sie sagen, ich liebe dich, und mußt mich küssen, und noch einmal sagen, ich liebe dich." — Ich liebe dich recht herzlich, liebe Freundin, sagt' ich, und küßte sie. — Podilletta war ganz entzükt hierüber, und wir plauderten den ganzen Weg nach Hause, indem sie immer ihre Worte so zu stellen suchte, daß sie mich duzen konnte. So kamen wir in bester Freundschaft mit einander nach dem Schloß zurük."

„Ich wollte sehen, wie weit das sonderbare Kind gehen würde, und sagte daher beim Eintritt in den Salon mit Vorsaz, daß ich von

meinem Zimmer käme. Ohne daß wir uns im geringsten verabredet hatten, sezte sie sogleich hinzu, daß sie im Garten gespielt hätte. Sie schlug mir eine Parthie Piquet vor, die ich annahm. Podilletta spielte schlecht, und ich gewann. Sie wurde ärgerlich, und ich gewann immer wieder. Sie wurde endlich recht zornig, und warf mir die Karten ins Gesicht. Auf dieses sagte ich ihr ganz ernsthaft, und daß es jedermann hören konnte: Das ist nicht schön von Ihnen, Podilletta, und am allerwenigsten, nach dem, was vor einer Stunde zwischen uns vorgegangen ist! — Jedermann frug lachend, was denn zwischen uns vorgegangen sei? Ich lachte selbst, und stellte mich, als ob ich Podilletta'n ansähe, die bis an die Ohren roth wurde, und mir einen schreklichen Blik zuwarf. — „Sie sind ein Ungeheuer, sagte sie zu mir, ich werde Sie nie wieder sehen!" Und mit diesen Worten rükte sie ihren Stuhl, und verließ den Salon. Vergebens suchte Donna Nisa sie zurükzurufen. Nichts konnte sie aufhalten. Ich

erzählte dieser die lustige Geschichte, worüber sie weniger lachte, als die andern, die sich nicht wie sie für Podilletta interessierten. Sie gieng, um nach ihr zu sehen, und fand sie auf dem Bette liegen, mit sehr heftigem Puls, und ohne jemand sehen zu wollen. Man verließ sie. Den andern Morgen suchte sie mich zu vermeiden, und hat mir meine Indiskrezion nie wieder verziehen.“

Florian erzählt diesen Zug einer edlen Natur eben so leichtsinnig, als sein Betragen gegen sie war. Wie schlimm mag eine solche Erfahrung, von einem Herzen dieser Art und in solchem Alter gemacht, auf den ganzen künftigen Lebenskarakter wirken! — Nur Voltaire fühlte Podilletta'n tief. Ah! que c'est respectable! rief er aus, als man es ihm erzählte.

VII.

Ueber der Frau von Genlis neuesten Roman, und über die Grausamkeit der weiblichen Schriftsteller.

Frankreich besitzt gegenwärtig zwo Schriftstellerinnen, neben die sich in ihrem Fache schwerlich ein Schriftsteller ihrer Nazion wagen darf. Jedermann erräth, daß ich die Damen von Stael und von Genlis meine. Beide haben, zum Beweis entschiedener Vorzüge, eine große Parthei gegen sich. Das Publikum bekümmert sich aber um diese Streitigkeiten nur so lange, als sie amusant sind, liest die Schriften genannter Damen mit der größten Begierde, und urtheilt, wenn es nichts anders zu thun hat, so im Stillen auch ins Kreuz und in die Quere, ohne darum die Lust zu verlieren, das Nächste, was von ihnen erscheint, wieder zu lesen.

Man weiß, welches Aufsehen die Erscheinung der Delphine in Frankreich gemacht hat. Die

Corinna vermochte natürlich die große Lesewelt nicht in dem Grade zu fesseln, wie die kleine, welche dem Schriftsteller vieles hingehen läßt, sobald er ihre Nachsicht durch andere Vorzüge zu verdienen weiß. Ausser dem also, daß die Vermischung des Romans mit dem Wissenschaftlichen nur gar nicht nach Jedermanns Geschmak ist, so legt man diesen lezten Roman der Frau von Stael auch mit einer unangenehmen Stimmung aus den Händen, welche es beinahe unmöglich macht, ihn zum zweitenmal zu lesen. Soll denn diese schöne, hohe, geist- und fantasiereiche Corinna nicht glüklich werden? fragt man. — O es hätte der Frau von Stael nur wenig Mühe gekostet, so wäre Lord Nelvil entweder vernünftiger gewesen, oder wenn er einmal nicht vernünftig sein sollte, so brauchte sie nur Lady Nelvil sterben, auf ihrem Todbette die Liebenden vereinigen zu lassen, und das Buch hätte zu Jedermanns Zufriedenheit geendigt.

Nichts leichter, als das! Aber Corinna als Hausfrau, als Hausmutter, als Gattin eines

Engländers von den strengsten Grundsätzen über altenglische Familienverhältnisse? Und welch ein triviales Ende eines so erhabenen, so einzigen Weibes? — Corinna kann nicht glüklich werden; ich glaube auch, daß es das gar nicht ist, was die Leser schmerzt. Corinna sollte nur nicht auf eine so elende Weise aufgeopfert werden.

Wenn ein seltener Mensch seinem Schiksal am Ende unterliegt, so ist das eine große, aufs innigste ergreifende, schauderhafte Begebenheit. Es ist das Fatum der Alten, der entsezliche Beschluß von Ewigkeit her, dem die Götter selbst unterworfen sind, und dem der Mensch wie ein heiliges Schlachtopfer fällt. Wenn aber ein ganz vorzügliches Leben nur als Opfer der Meinung, des Vorurtheils, des Wahns einzelner Menschen hinsinkt, so geschieht dies nur zu oft; finden wir es aber eben darum so ungern in der Romanenwelt wieder, und wird es uns ganz unausstehlich, wenn selbst ein idealischer Karakter, wie Corinna, in so niedrige Kontraste gesezt wird. Dies ist der Grund, warum Corinna's Ende so wenig

befriedigt. Jedermann fragt sich mit Staunen: und ein solches Leben, um nur so zu sterben?

Man kann denken, daß der Frau von Genlis Belagerung von Rochelle, oder Unglük und Gewissen, das Publikum nicht im geringsten an die Corinna gemahnt hat. Auch würde ich ihrer in den Agenden dieses Winters gar nicht erwähnt haben, wenn mir die literarische Grausamkeit der Frau von Genlis nicht die der Frau von Stael ins Gedächtniß gerufen, und mir zu einer Bemerkung über die Grausamkeit der Schriftstellerinnen überhaupt Veranlassung gegeben hätte.

In der That, man kann nicht mehr und nicht raffinirtern Schmerz auf Ein Haupt zusammenhäufen, als die beiden Frauen in den angeführten Werken gethan haben. Es ist ganz unmöglich, tiefer, wühlender, und ich möchte beinahe sagen, boshafter in ein Gemüth einzuschneiden, als die Frau von Genlis die Vorsehung in das arme Herz der guten, unschuldigen, engelreinen, sieben-

zehnjährigen Clara thun läßt. Bei der Frau von Genlis ist das die Vorsehung, die nämliche, welche die frommen Märtyrer durch die fürchterlichsten Qualen hindurch nach dem Paradies führt. Man muß das bemerken, ehe man ganz über die Schrift urtheilt! — Clara ist einem braven, liebenswürdigen Wittwer, der aus seiner ersten Ehe nur einen herrlichen Knaben hat, dem sie sich Mutter zu werden freut, als Gattin bestimmt. Dieses Kind sieht sie durch einen Mann, welchen sie für ihren Vater hält, und den die ganze Welt dafür ansieht, ermordet. Alle Umstände sind für den Irrthum, daß sie die Mörderin sei. Sie wird also ins Gefängniß und von diesem sogar auf das Schaffot geschleppt, ohne daß ihre Standhaftigkeit und ihre Frömmigkeit, welche ein Verbrechen darin findet, ihr Leben mit dem Tode und der Schande ihres Vaters zu erkaufen, nur einen Augenblik wankend wird.

Ehe der Henker den entscheidenden Hieb thut, früher nicht, kommt die Begnadigung des Königs. Nun wären es doch wohl der Leiden genug

gewesen, sollte man denken. Wer so etwas übersteht, hat seine Tugend hart genug erprobt. Nein, das ist für die Frau von Genlis nur noch das Geringste; das Schlimmste kommt immer hinten nach. Vom Schaffot wird die arme Clara in ein Correctionshaus gebracht, unter lauter liederliche, verworfene Weiber versezt, welche weder Verbrechen noch Strafe gebessert hat, und von diesen auf das unbarmherzigste gequält. Nachdem sie auch hier ihre Standhaftigkeit erprobt und alles erfahren hat, was die Tugend unter dem scheußlichsten Laster erdulden kann, wird sie, wie eben ihre Lage etwas milder werden will, wieder fortgerissen, in ein altes Schloß an der Rhone geworfen, und hier zwischen ewiger Furcht und Bangigkeit über die Entwiklung ihres Schiksals hingehalten. Ein besserer Stern scheint ihr endlich aufzugehen. Sie wird von einem alten Mönch, der, als die personifizierte Religion, immer mit Trost und Rath in der Nähe ist, aber nie früher erscheint, als wenn ihr eben das Herz brechen will, entführt, und in den

Kreis einer guten Familie von Landleuten in der Nähe von Rochelle gebracht. Die gute Clara hat auf die ganze Welt verzichtet; sie verlangt nichts mehr von ihr, wenn sie sie nur in Ruhe lassen will. Aber sie hat der Frau von Genlis noch immer viel zu wenig gelitten. Ausser dem also, daß ihr Geliebter Valmore, als gegen die Calvinisten fechtend, in das Haus, in welchem sie wohnt, einquartiert wird, daß sie den Mann, den sie so sehr liebt, von dem sie als die Mörderin seines Sohnes verabscheut ist, und der sie doch noch über Alles liebt, nur durch eine bretterne Wand von sich getrennt sieht, ihm kein Wort der Vertheidigung sagen kann, ihre Nähe von ihm beinahe als gewiß erkannt wird, er so großes Bedürfniß fühlt, sie unschuldig zu wissen; ausser dem Allem, was sie unter solchen Umständen leiden muß, wird sie auch hier wieder fortgezogen, auf daß sich ja ihr Unglük noch nicht endigt, bis sie den lezten Tropfen aus dem bittern Kelche getrunken hat. Die Vorsehung führt sie von da an einen deutschen Hof, wo sie, nach

manchen Prüfungen, endlich die Freundin der Schwester des Kurfürsten wird, und hier recht glükliche Tage führen könnte, wenn die Frau von Genlis nicht neuen Jammer über sie beschlossen hätte. Der erste Minister, Graf von Rosenberg, kommt zu diesem Zwek von einer Sendung aus England zurük, erkennt sie als die schuldbelastete Clara, befiehlt ihr, wiewohl ins geheim, zu fliehen, und läßt sie, ohne auch nur von ihrer fürstlichen Wohlthäterin und Freundin Abschied nehmen zu dürfen, in ein Kloster nach Rochelle bringen, das sie sich selbst wählen durfte. Wer da glaubt, daß es nun genug sei, der kennt die erfinderische Grausamkeit der frommen Verfasserin nicht, in deren Augen die größten Leiden das herrlichste Geschenk der Vorsehung sind. Rochelle empört sich unter dem Herzog von Rohan gegen die Regierung. Clara ist, als gute Katholikin, in die calvinistische Stadt eingeschlossen, und macht die Krankenwärterin in einem Hospitale. Hier muß sie nun mancherlei Unglük ausstehen, bis sie am Ende von ihrem Vater, dem

Grafen von Rosenberg, dem nämlichen, der sie an dem kurfürstlichen Hofe erkannt, als seine Tochter erklärt wird, Montalban, als ihr angeblicher Vater, sich verrathen hat, und Valmore natürlich nicht den geringsten Zweifel an ihrer Tugend und Unschuld mehr übrig behält.

Daß sich so viele Leiden endlich mit schönem Glücke belohnen, ist billig. Aber es wird dem Leser ordentlich wohl, daß Clara's Unschuld noch, so lang sie lebt, und hienieden glüklich werden kann, an den Tag kommt; denn es ist ihm immer bange, die Frau ven Genlis möchte sie am Ende, statt zur glüklichen Tochter und Gattin, zur Märtyrin und Heiligen machen, und der leztern hat man doch schon genug, ohne der erstern je hinlänglich zu haben. Aber ich wiederhole es noch einmal, ist es, selbst nur nach den Hauptzügen dieser Geschichte zu urtheilen, möglich, die Heldin eines Romans grausamer zu behandeln, als hier geschehen ist?

Freilich hat die Frau von Genlis die arme Clara mit einem unerschöpflichen Reichthum von

Glauben und Hoffnung ausgestattet. Freilich war es ihr darum zu thun, gewisse Ideen, welche einmal zu ihrem System gehören, in die Geister zu werfen, und die rührenden Schilderungen des Klosterlebens, bei denen sie so absichtlich, mit so künstlicher Verschönerung und völliger Verschleierung der Rükseite verweilt, sind wohl nicht nur blos als gefällige Parthien angebracht. Clara lernt sehr schlimme Menschen, aber auch sehr vortrefliche kennen; unter den geistlichen Personen aber treten nur Auserwählte auf, und der Mönch Anselme, der beinahe immer als Maschinengott erscheint, ist ein vollendeter Heiliger, würdiger als alle, die ausser dem heiligen Carlo Borromeo, seit tausend Jahren in den Himmel gestiegen sind, aber auch von einer so strengen, so viel verlangenden Heiligkeit, daß ihn nur zu oft das Herz des Lesers anklagen, und auch der Casuistiker manches mit ihm zu streiten finden möchte. Selbst der Kardinal Richelieu wird in einem ganz andern Licht gezeigt, als ihn die Welt bisher gesehen hat, und es würde schwer,

schöner, aber auch nicht leicht sein, unwahrer von ihm zu reden, als hier geschieht.

Ein gutes Gewissen geht über Alles, ist das Thema dieses Romans. Freilich brauchen wir keine Romane, um das zu beweisen; denn daran zweifeln selbst die nicht, welche kein gutes Gewissen haben. Aber nur Wenige mögen das Ihrige so auf die Feuerprobe gesezt haben, wie Clara. Es giebt keine gefährliche Situazion, in der wir sie nicht sehen; nur Eine vermißt man, die man bei einem siebenzehnjährigen Mädchen, von dessen schönen Augen, lieblichem Munde, herrlichem Wuchse und edlem Anstand man so viel hört, um so mehr erwarten muß, da sie in Kriegs- und Hoflagern herumgetrieben wird. Ihre Tugend wird wie durch die Lüsternheit versucht, und sei es, daß die Frau von Genlis ihre keusche Feder damit nicht beflecken mochte, oder daß dies zu den vielen historischen Verstößen des Buchs gehört, es ist davon nie die Rede, und Clara muß selbst in dem Kabinet des Herzogs von Rohan den Schleier aufheben,

um den Pater Anselm durch ihre schönen Augen aus dem Kerker zu befreien, ohne daß es dem galanten Herzog einfällt, auch nur den geringsten Lohn dafür zu fodern. Diese Scene, so unschuldig sie ist, ist die einzige der Art, und man kann sich vorstellen, wie viele Ueberwindung auch diese der frommen Clara gekostet haben mag. Aber wenn das Buch praktisch sein soll, so hätte diese Prüfung nicht fehlen dürfen; denn wahrlich heutzutage möchten wenige Mädchen in Clara's Lage kommen, aber von den meisten wird wohl mehr in einem einsamen Kabinet gefodert werden, als der bescheidene Rohan verlangte.

Was man auch sagen mag, das Buch ist bei allen seinen Fehlern in Unwahrscheinlichkeit der Situazionen, Uebertreibung der Karaktere und Verwegenheit in der Lösung verketteter Begebenheiten, ein Meisterwerk. Selbst ihres angeblichen Vaters, Montalban's, Abscheulichkeit ist in einem wüsten Spielerleben gut und lehrreich motiviert. Die Geschichte hört keinen Augenblik

auf, aufs lebhafteste zu interessiren, und giebt Veranlassung zu einer Menge schöner Reden, herrlicher Empfindungen, rührender Episoden und tief aufgefaßter Bemerkungen über Menschen und Lebensschiksale. Die Episode vom Hügel der Hoffnung ergreift durch Innigkeit natürlicher Macht, religiöser Gefühle, und ist allein schon ein ganzes Buch werth. Wo Clara's Karakter und Stimmnngen erklärt werden, geschieht es mit Leichtigkeit und Wahrheit, und ich hätte nur die Anflüge von Mysticismus wegwünschen mögen, welche hie und da die schönsten Situazionen in Nebel hüllen. Clara hat einmal einen Moment, wo der Rükblik auf ihr vergangenes Elend, die Freude über die Befreiung aus einer angstvollen Ungewißheit, und die Gegenwart ihres Retters Anselm, in Verbindung mit einer frischen lebhaften Naturscene, ihr Gemüth aufs innigste bewegt, und ihr die Gewißheit, doch noch glüklich zu werden, so laut im Herzen tönt, daß es ihr wie eine himmlische Stimme von oben erschallt. Freilich sagt die Frau von Genlis bei

dieser Gelegenheit sehr schön: „Diese Verände„rung in Clara's ganzem Wesen wurde durch so „viele ihr gewöhnlichen Gedanken, durch ein „Leben voll Unschuld, und die vielen großmüthi„gen Opfer, die sie gebracht hatte, so sehr vor„bereitet, daß, wenn man sie auch nur als Wir„kung einer erhizten Einbildungskraft ansieht, „sie gar nichts Ueberraschendes für diejenigen „hat, welche das menschliche Herz kennen. Aber „diese hohe wunderbare Kraft ist nur der Tu„gend gegeben. Das Laster kann sie nicht be„sitzen. Immer materiell, wirkt dieses nur auf „die Sinne, nie auf den edlern Theil unsers „Selbsts. Es erhizt das Blut, und die Tugend „erhebt die Seele. Ihr erhabenster Schwung „ist ohne einen großen Gegenstand der Bewun„derung und Liebe gar nicht möglich, und einer „der fürchterlichsten Flüche, den die höchste Weis„heit gegen das Laster ausgesprochen hat, war „der: du sollst nie den wahren Enthu„siasmus fühlen!"

Aber ein so schöner Augenblik in Clara's

Leben, wo ihr aus der Tiefe des unschuldigen Gemüths die Stimme des Trosts und der Hoffnung mächtig wie eine himmlische Stimme ertönt, sollte von der Frau von Genlis nicht mit der Ungewißheit eines Wunders dargestellt werden. Dem Menschen muß das Göttliche, welches Wunder wirkt, in ihm selbst bleiben. Wenn er gut und rein ist, so hat er solche Augenblicke, und wir wollen es uns nicht nehmen lassen, daß nicht blos unsere Augen gesehen, unsere Ohren gehört, was so tief in unserm Innersten gesprochen hat. Mit dieser Demuth werden wir uns nur zu oft verlassen fühlen, und manchmal vergeblich auf ein Wunder warten, wo wir selbst durch vereinte Kraft des Gemüths und Geists das Wunderbare wirken könnten!

Schriftstellerinnen, wie die Frau von Genlis, wollen nicht blos unterhalten, sondern wirken. Ob es ihr gelingen wird, die Klöster wiederherzustellen, wird die Zukunft zeigen. Vorbereitet ist wenigstens genug dazu. Absichtslos kann ihre Apologie des Kardinals Richelieu wohl auch nicht

sein, und wenn ich gleich hierüber meine Meinung nicht sagen mag, so wird man doch die Hauptstelle über ihn nicht ungern lesen.

„Dieser Minister, den mehrere Handlungen „der Strenge in den Augen der Nachwelt als „grausam und rachsüchtig dargestellt haben, be„saß ein Herz voll Großmuth und Gefühls. „Wenn man über das Leben dieses großen Man„nes urtheilen will, sollte man bedenken, daß in „seine Hände zwar die höchste Gewalt niederge„legt war, aber daß er sie nicht eigen besessen „hat. Die Gnade ist in der Politik eine so er„habene, so göttliche Tugend, daß sie nur das „Eigenthum der höchsten unbeschränkten Gewalt „sein kann, welche allein das Recht hat, sie aus„zuüben. Der Fürst mag zuweilen in Staats„geschäften den Rührungen seines Herzens nach„geben; aber der Minister, welchem er sein „ganzes Vertrauen geschenkt hat, darf nur für „das Interesse seines Herrn, und für die Auf„rechthaltung der königlichen Macht handeln. „Jener kann zuweilen aus Größe nachgeben;

„dieser muß unbeugsam dastehen, wie das Ge-
„sez. Er würde untreu sein, würde sich des
„schönsten Vorrechts der Krone bemächtigen,
„wenn er, auch nur mit einigem Anschein, gnä-
„dig statt gerecht sein wollte. Das ist das Un-
„glük eines Fürsten, der sich durch seine Pre-
„mierminister leiten läßt. Je mehr Genie, je
„festere Grundsäze dieser hat, desto strenger
„wird die Regierung sein, und die höchste Ge-
„walt vermag nur dann väterlich zu regieren,
„wenn sie durch den Herrn selbst ausgeübt wird.
„Als Richelieu die höchste Gunst erreicht hatte,
„that er das Gelübde, die Rechte des Throns
„zu erhalten, den Ruhm und das Glük seines
„Vaterlandes zu vermehren, und den Stolz der
„Feinde Frankreichs zu demüthigen. Neben die-
„sem Einen edeln Entschluß mußte er aber auch
„den andern fassen, sich in seinem Posten zu er-
„halten, und alles niederzustürzen, was sich sei-
„nen Planen widersezte. Er vertilgte seine
„Feinde; aber diese Feinde würden auch seine
„großen Zwecke gestört haben; denn sie waren

„alle nichts als Verschwörer. Seine Gewalt„thaten müssen als Staatsstreiche (coups d'état) „angesehen werden, die, von der Politik befoh„len, doch nie die Gesetze einer gemessenen Ju„stiz verlezten, und denen Frankreich dennoch „seine Rettung und Erhebung verdankte. Diese „Strenge, welche man aus einem unversöhnlichen „Karakter erklärt hat, war nichts als Berech„nung seiner Vorsicht. Richelieu war sanft und „gefällig, furchtbar für die Partheimacher, aber „angebetet von allen, die ihn umgaben. Er ver„schmähte die gewöhnliche Bahn, und gewann „sich, nicht durch Intriken, sondern durch die „Reitze seines Geistes, die Gunst seines Königs. „Mit der höchsten Gewalt bewaffnet, suchte er „sich keine Parthei zu machen, um sich zu hal„ten; er zerstörte Kabalen, machte aber nie selbst „welche. Nur durch unermüdete Wachsamkeit „erhielt er seine Macht, nur durch große Hand„lungen befestigte er sie. Kurz er war der ein„zige Günstling, der die Bewunderung seiner „Zeitgenossen, und selbst die der fremden, mit

„ihm wetteifernden Höfe zu gewinnen verstan-
„den hat.“

Die Frau von Genlis führt freilich zur Unterstützung dieser verwegenen Apologie Geschichtschreiber der Zeit an. Allein für welchen mächtigen Minister lassen sich dergleichen Beweise nicht bei seinen Zeitgenossen finden, und hat es nicht auch Schriftsteller gegeben, die den ehrgeizigen Kardinal einen großen Dichter nannten, ohne daß der blindeste Verehrer desselben ihnen nachzusprechen wagen wird? Ist die Procedur gegen den Herzog von Montmorenci, die Enthauptung Cinq-Mars und der Tod des tugendhaften de Thou nur eine That der Strenge? Magnum disputandi argumentum, sagte man auf Richelieu's Grabmal, als es in der Sammlung der französischen Denkmäler zu Paris aufgestellt wurde, und ich habe gar nicht Lust, die Apologie der Frau von Genlis zu widerlegen. Sie gehört aber zum Karakteristischen des Buchs, und damit überlasse ich es jedem, sich seine Gedanken darüber selbst zu machen.

In Paris hat man diese Sonderbarkeit nicht sehr merkwürdig gefunden, und es scheint, daß man bei der Frau von Genlis an Aehnliches gewöhnt ist. Aber allgemeinen Unwillen erregten die Stellen der Vorrede, in welchen von Unmoralität in den Romanen gesprochen wird, und die man natürlich auf die Frau von Stael und die Verfasserin der Amélie de Mansfield bezogen hat. Besonders machte der noch ganz neue Verlust lezterer Frau jene Ausfälle sehr hart, und sezten sie darum auch der Rügung des Publikums stärker aus. Ein Kritiker sagt ihr daher im Namen des Leztern, was sie, bei aller Frömmigkeit, doch wohl nicht gerne hören wird: „Wenn die Verfasserin der Belagerung von Rochelle und von zwanzig andern Werken, die kalt, aber korrekt geschrieben sind, überall ein leichteres gereinigteres Talent zeigt, so ist das der beiden Frauen, die sie angreift, ungleich mannigfaltiger, origineller, glänzender und erhabener."

Wir Deutschen haben übrigens, da wir sonst, so wie wir in einen französischen Roman hinein-

gerathen, gewöhnlich übel wegkommen, diesmal alle Ursache zufrieden zu sein. Zwar ist es eine deutsche Prinzessin, die sich so weit vergaß, den Grafen von Rosenberg ins Geheim zu heirathen, und Clara'n zur Welt zu bringen; allein ihr Gemahl ist auch einer der seltensten Männer, von eisernem Karakter, unerschütterlicher Consequenz, und der seltensten Herrschaft über sich selbst. Freilich giebt es an diesem deutschen Hofe lächerliche Karaktere genug, und wird besonders der Ahnenstolz auf eine starke Weise der Verachtung preisgegeben. Allein es wird alles wieder durch schöne Gegensätze aufgehoben, und der Kurfürst thut ja, was wir noch nie von einem Kurfürsten gehört haben, er bietet seinem Premierminister seine eigene Tochter zur Gattin an.

VIII.

Glükseligkeit der französischen Schriftsteller.

Wer nie den Unwissenden um seine Glükseligkeit beneidet hat, der hat es entweder in seinem Fache nicht weit gebracht, oder er ist in demselben bis zu der berühmten sokratischen Unwissenheit gekommen, welche nichts weiß, als daß sie nichts weiß. Es giebt aber auch andere Arten von Glükseligkeit, und der Glaube, daß man viel weiß, wenn dies nicht der Fall ist, und daß andere nichts wissen, ob sie gleich mehr wissen, ist keine der unangenehmsten darunter. Man findet dieselbe häufig in Frankreich, wo man ein sehr gelehrter Mann sein kann, wenn man auch gleich überzeugt ist, daß über den Gränzen dieses Reichs blos Nord, also Barbarei sei.

Diese Glükseligkeit möchte man den Franzosen wohl gerne gönnen, wenn sie durch dieselbe nicht ungerecht gegen andere Nazionen würden, die sie

wohl besiegen konnten, aber an mannigfaltiger Geistesbildung darum doch nicht übertroffen haben. Freilich hilft es nichts, ihnen das Gegentheil zu predigen; denn wenn sie einem auch gleich nicht gerade mit Boileau antworten:

Nul n'aura d'esprit,
Hors de nous et nos amis;

so lassen sie es doch in ihren Schriften deutlich genug merken, daß sie davon fest überzeugt sind.

Es fiel mir dieser Tage eine kleine Schrift in die Hände, in welcher diese französische Glükseligkeit auf das komischste abgemahlt war. Es ist ein Mémoire von einem Mitglied des Instituts, diesem vorgelesen, und somit ein Zeichen weiter, was man selbst vor der ehrenwerthen Gesellschaft der vorzüglichsten Gelehrten von Frankreich wagen darf. Freilich spricht der Verfasser auch davon, daß es dem aufgeklärtesten literarischen Corps (nämlich dem Institut) vorgelesen worden sei. Hätte er dazu gesezt: von Frankreich, so wäre das richtig gewesen; aber au plus éclairé des corps littéraires heißt ganz

etwas anders, als das, und es ist nur zu verwundern, daß er nicht de l'univers entier dazu gesezt hat.

Dieser Mann beginnt seine Schrift auf folgende pathetische Weise: „Das französische Theater, dieses Theater, welches der Gegenstand der Bewunderung und der Eifersucht aller gebildeten Nazionen ist; dieses Theater, das so viel dazu beigetragen hat, die französische Sprache in allen Ländern zu verbreiten, wo man nur lesen kann; dieses Theater endlich, das die Fremden bei sich haben möchten, oder wenigstens nachzuahmen suchen.“ — —

Dies ist wohl recht viel auf einmal! Ich möchte sein Pathos eine Inspirazion der Unwissenheit, Beschränktheit und des lächerlichsten Nazionalstolzes nennen. Wie viel Unwahres in so wenigen Worten! Wahrlich, der blutigste Haß des beredtesten Spartaners vermochte nicht auf einmal so viel gegen die Athenienser auszustoßen!

Das französische Theater ist also der Gegenstand der Bewunderung und der Eifersucht aller gebildeten Nazionen! Ich möchte wissen, wer diese gebildeten Nazionen sind. Die Engländer, welche es verabscheuen? — Die Italiener, bei denen nie ein Stük von Racine, Corneille, Voltaire gefallen hat, und bei denen es am verzeihlichsten wäre, weil sie nur in Alfieri den Anfang einer höhern dramatischen Poesie besitzen? — Die Spanier, die sich an ihre Alten halten, welche von den Vätern der französischen Schaubühne so gut benuzt worden sind? — Die Deutschen, deren erster Dichter Göthen, nachdem er Voltaire's Mahomet auf die Bühne gebracht hatte, zurief:

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurükgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstikt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Die Deutschen, welche

. . auf der Spur des Griechen und des Britten
. . dem bessern Ruhme nachgeschritten?

Oder welche denn? Etwa die Polaken, die ehemals zuweilen französische Stücke aufführen liessen? Oder spricht er nur von den, Gott sei Dank! längst abgeschiedenen deutschen Höfen, bei welchen alles wahre Deutsche Ungeschmak, nur die deutsche Nachahmungssucht Geschmak war?

Das französische Theater hat also so viel dazu beigetragen, die französische Sprache in allen Ländern zu verbreiten, wo man nur lesen kann? — Wenn er es glaubt, so möchte man wirklich für diese Unwissenheit dankbar sein; denn offenbar machte es uns mehr Ehre, die französische Sprache auf dem Theater, als in der Diplomatik zu lernen. Er weiß aber nicht, daß nur der allerkleinste Theil jeder Nazion französische Theaterstücke liebt, daß man sie nur aufführte, weil es einmal Mode war, und daß unsre sogenannte große Welt das Französische nicht bei Racine gelernt hat, sonst würden sie ja alle wie Könige sprechen.

Das französische Theater ist endlich dasjenige, das alle fremden Nazionen bei sich haben wollen, das sie sich alle nachzuahmen bestreben? Ich möchte wissen, woher der ehrliche Mann das weiß. Schließt er es etwa daraus, weil wir Fremden in Paris jeden Abend ins Theater gehen? Was sollen wir denn sonst mit unserm Abend anfangen? Können wir da nicht so eine kleine Lektion in der Sprache mitnehmen? Sind wir nicht oft darin, um über diese tragischen Helden recht herzlich zu lachen? Und gehen wir nicht auch in die Hospitäler von Paris, so gut wie ins Theater? — So was könnte man antworten, wenn man heftig sein wollte. Aber die Franzosen können freilich nicht begreifen, daß einem eine Nazion merkwürdig sein kann, ohne daß man sie darum nachahmen möchte. Sie wissen nicht, daß ihr Theater uns nur ein Nebenzeitvertrieb ist, daß wir die erste Regierung von Europa gern in der Nähe sehen mögen, daß wir gerechter gegen ihre großen Männer sind als sie selbst, und den Verdiensten einer

Nazion huldigen können, ohne darum ihr Theater vortreflich zu finden.

Damit wär' es wohl in einer Schrift von zween Bogen genug, welche man einem Institut vorlegte, das dem fremden Verdienst durch die Aufnahme desselben in seine Gesellschaft, schon oft Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber nein; da sind wir noch gebessert durch die französischen Muster, reich an Uebersetzungen und Nachahmungen ihrer besten Stücke. Ja, weil wir das Vortrefliche überall schätzen, wo wir es finden; weil wir nicht nach Nazionalgeschmak, sondern nach allgemeinem Geschmak streben, und eben so gut Stücke aus dem Spanischen, Portugiesischen und Italienischen übersetzen, als aus dem Französischen.

Aber wenn er glaubt, daß das Weltall, wie er sich ausdrükt, in Corneille und Racine die Delikatesse des französischen Geschmaks bewundert, so wird seine glükselige Unwissenheit am allerdrolligsten. Merkte man diesen Männern jenen delikaten Geschmak

nicht zu deutlich an, so hätten sie freilich das für die andern Nazionen werden können, was der Verfasser glaubt, daß sie für's Weltall seien. So aber verdirbt uns dieser delikate Geschmak gerade den reinen Genuß, und sind wir weit lieber bei Shakespeare, wo uns die freie große Natur, und nicht die konvenzionelle Verbildung der Geister, aus jedem Karakter anspricht.

Paris ist eine große Stadt, fährt er fort, die Schauspiele sind da nicht, wie in London, vorzugsweise dem Geschmak der Menge, und der Sorge, sie ungerecht und wild zu machen, geweiht. — So weit sollte doch wohl der Nazionalhaß nicht führen dürfen, und am allerwenigsten vor einem Institut, dessen Verbindungen mit den englischen Gelehrten, zur Ehre der französischen Regierung, nie unterbrochen worden sind! Denn wenn sich das englische Theater Späße über die Franzosen erlaubt, so bleiben ihnen diese nichts schuldig. Wenn aber Shakespeare's Stücke den Menschen nicht verfeinern, wohl aber bessern, so lasse man

das doch der Nazion, die nun einmal nicht Franzose sein kann!

Man kann sich loben, ohne gegen andere ungerecht zu sein, und die Franzosen brauchen heutzutage wahrlich fremde Verdienste nicht zu schmälern, um ihre eigenen hervorzuheben. Aber dieser wegwerfende Ton ist bei den vielen mittelmäßigen Schriftstellern, die sie besizt, und welche doch viel gelesen werden, zu allgemein, als daß nicht ihre ganze Nazion durch sie irre geführt würde. Ich würde hierüber geschwiegen haben, wenn die Schrift, welche mich zu diesem allem veranlaßte, nicht von einem Mitglied des Instituts geschrieben, und diesem zur Billigung vorgelegt worden wäre.

Sehr gut weiß ich aber, daß die besten Köpfe unter den Franzosen, und das Oberhaupt ihres Staats selbst, gerechter gegen die fremden Nazionen sind, als gewisse Schriftsteller, denen die Beschränktheit und Unwissenheit zu ihrer Glükseligkeit nöthig ist. Jene Männer haben es ihren Mitbürgern auch oft genug schon gesagt; allein

leider sind die besten Schriften nicht immer die, welche am meisten gelesen werden; ist die Wahrheit selten das, was man am liebsten hört.

IX.

Beendigung des Louvre's.

Meisterstücke der Architektur werden mehr, als jedes andre Kunstwerk, Eigenthum der Nazion, die sie besizt. Es liegt in ihrem ganzen Wesen, daß sie für den allgemeinen Genuß bestimmt sind, und die Urtheile der Kenner und des Volks vereinigen sich über sie am frühsten zu einem gründlichen und feststehenden Urtheil.

Mehr, als für jedes andre Gebäude ihrer Hauptstadt, interessirten sich die Franzosen immer für den Louvre. Und dies war selbst zu einer Zeit der Fall, wo er, gänzlich verlassen und dem Schmuz und dem Ruin hingegeben, gar nichts mehr für sich hatte, als seine stille Größe und seinen alten Ruhm. Verschiedene französische Könige, Franz I, Heinrich II, Karl IX, Heinrich IV, Ludwig XIII und Ludwig XIV hatten an ihm fortgebaut, ohne ihn zu endigen, und es scheint sonderbar, daß auch der Leztere in diesem

Geschäft ermüdete, ehe es fertig war. Dufreny hatte wohl recht, vor diesem sogenannten großen König auszurufen: „Stolzes Denkmal der Pracht eines der größten Könige, würdiger Palast unserer Monarchen, du wärest wohl längst vollendet, wenn man dich einem der vier Bettelorden eingeräumt hätte, um darin seine Kapitel zu halten und seinen General zu logieren!“ Aber umsonst! Ludwig hatte an andere Dinge zu denken als an den Louvre, und Voltaire, der nazionalste aller Schriftsteller Frankreichs, dessen Stimme so viel wirkte, predigte vergebens den gegründeten Vorwurf in mittelmäßigen Versen:

Monumens imparfaits de ce siècle vanté,
Qui, sur tous les beaux-arts a fondé sa mémoire,
Vous verrai-je toujours, en attestant sa gloire,
Faire un juste reproche à la postérité?
Faut-il que l'on s'indigne alors, que l'on admire?

Et que les nations qui veulent nous braver,
Fières de nos défauts, soient en droit de nous dire,
Que nous commençons tout, pour ne rien achever?

Der Louvre blieb verlassen, bis Napoleon sich seiner annahm, und den Entschluß faßte, ihn zu beendigen.

Schon seit einigen Jahren sind eine Menge Arbeiter damit beschäftigt. Man begann, ihm alle die schmutzigen Lappen abzureissen, welche die Industrie der Nazion und die Vergessenheit der Regierung ihm angeflikt hatten. Das schönste Gebäude von Frankreich soll in Zukunft ganz allein alle die großen Schätze der Kunst und der Literatur aufbewahren, welche die Nazion in ihren langen siegreichen Kriegen erobert hat. Die Gemähldesammlung wird, wie bisher, aber mit zwekmäßigerer Beleuchtung, die ganze große Gallerie einnehmen, und unter ihr, im Erdgeschoß, die Kostbarkeiten der Krone aufbewahren. Das bisherige Lokal der Statuen wird vergrößert; die

große Bibliothek, das Münzkabinet, die Sammlungen der Alterthümer, der Kupferstiche und der Naturlehre sollen die obern Stokwerke ausfüllen, und das Erdgeschoß rund um den Hof wird die Münze und den großen Maschinenvorrath aufnehmen. Das Ganze erhebt sich somit zum herrlichsten Triumphdenkmal einer Nazion, die sich in ihrer Glanzperiode selbst übertroffen hat.

Es war ein sehr glüklicher Gedanke, den ganzen architektonischen Theil dieses Gebäudes nach den alten Rissen, besonders des Claude Perrault, zu beendigen; denn die heutige Kunst der Franzosen wäre so was nicht hervorzubringen im Stande gewesen. Zuverläßig ist die berühmte Colonnade desselben eines der schönsten und imposantesten Werke der Architektur, das bei allen Fehlern, die man ihm vorwirft, dennoch unerreichbar bleibt. Obgleich so eben ein Architekt ankündigt, daß er das Geheimniß des wahren architektonischen Princips der Alten gefunden habe, so mag man doch immer klüger thun, Perraults Rissen zu folgen. Aber es wird immer

merkwürdig bleiben, daß in einer Kunst, wie die Architektur, deren ganzes Wesen am Ende doch auf Symmetrie beruht, ein, wenigstens anscheinender Verstoß gegen dieselbe den größten Effekt hervorbringt. Dies ist ein Punkt, welcher noch nicht genug beachtet worden, und wozu die griechischen Tempel von Agrigent in Sicilien die schönsten Veranlassungen und Beweise geben können. Die Zwischenräume der Säulen sind nämlich in mehrern derselben nicht gleich, sondern vermindern und vergrößern sich in bestimmten Progressionen gegen den Mittelpunkt der Säulenreihen und von ihm hinweg. Dieser Verstoß gegen die bisher bestehende Symmetrie wird aber dem Auge nur durch die ganz eigene Schönheit des Ganzen sichtbar, und man kam natürlich auf diese Entdeckung, wie es gewöhnlich geschieht, indem man ganz etwas anders als sie, und gerade das Gegentheil suchte. Mit diesem will ich aber gar nicht sagen, daß in Perraults Colonnade ähnliche Verhältnisse seien. Hier scheint die seltene Schönheit mehr eine Gabe von oben zu

sein. Die Wirkung ist da, aber man weiß nicht woher sie kommt; es spricht den Geist mit Gewalt an, allein er kann nicht errathen, woher ihm die Stimme ertönt.

Mit Claude Perrault hat sich der Bildhauer Jean Gougeon in diesem Gebäude verewigt. Dieser Mann ist offenbar der erste Künstler seines Fachs, den die Franzosen jemals besessen haben; aber es wäre zu wünschen, daß er auch Zeichnungen zu den vielen Ornamenten seiner Kunst hinterlassen hätte, die dem Louvre noch fehlen. Lebenden Künstlern ist daher das gefährliche Geschäft zugefallen, mit ihm um die Palme zu ringen, und mehrere ihrer Arbeiten, die seit einigen Monaten den Augen des Publikums enthüllt wurden, beschäftigen jezt die Aufmerksamkeit desselben. Gegen alles, was die Zeitungsschreiber zum Theil behaupteten, urtheilt es, so viel ich höre, wirklich recht gesund hierüber.

Das große Basrelief auf dem Frontispiz der westlichen Seite des Gebäudes hat durch seinen Umfang und durch seine Richtung gegen eine sehr

lebhafte Straße die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und somit auch die verschiedensten Urtheile veranlaßt. Es enthält die Siegesgöttin auf ihrem Wagen, welche in den beiden, gerade auf die Seiten ausgestrekten Armen, Kronen trägt. Neben ihr schweben zween kleine Genien, die die Pferde leiten, welche im Profil dargestellt, in ganz verschiedener Richtung ziehen, und offenbar den Wagen zertrümmern würden, wenn sie nicht von Stein wären.

Lezterer Vorwurf wurde natürlich, als das Auffallendste, vom Volke gerügt. Dagegen ist nichts zu sagen, antworteten die Gelehrten; denn das findet man auf mehrern Münzen der Alten und selbst auf einem geschnittenen Stein im kaiserlichen Antikenkabinet. Das Wort antik ist in Paris so geehrt, daß niemand den Muth hat mehr ein Wort zu sagen, wenn es, wie das polnische Veto, ausgesprochen worden ist. Ich denke nun hierüber etwas freier, und behaupte, daß auch die Alten oft gegen Wahrheit und Schönheit gesündigt haben, und daß es nicht ihre

Fehler sind, die wir nachahmen dürfen. Darf sich das Basrelief gleich seiner Natur nach manches erlauben, so ist ihm darum nicht alles erlaubt, und niemand wird einen Triumphwagen vernünftig finden, dessen Pferde in gerade entgegengesezten Richtungen galoppiren. Dies ist an sich ein widersinniger Gedanke, und die Kunst hat nie das Recht gehabt, den Unsinn zur Vernunft und Schönheit zu erheben.

Offenbar ist hier Wahrheit und Schönheit der Symmetrie aufgeopfert. Aber man muß auch gestehen, daß es schwerlich anders anzugreifen war, wenn einmal die Siegesgöttin auf dem Triumphwagen erscheinen sollte. Ich will nichts gegen die Fehler in der Ausführung sagen, die mir sehr groß scheinen, und nur andeuten, daß die Siegesgöttin in ihrer Stellung, wie ein lateinisches Kreuz, häßlich ist; aber ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit gegen das Allegorienunwesen zu eifern, das mir in der Mahlerei kaum erträglich, aber in der Bildhauerkunst ein völliger Greuel ist. Alle Basreliefs, die am

Louvre angebracht werden, sind nichts anders. Bald sieht man die Muse der Geschichte und die Göttin der Wissenschaften neben dem kaiserlichen Adler, mit den Zeichen der höchsten Gewalt umgeben, dasitzen; bald wird die Büste des Kaisers von zwei Fama's gekrönt; bald halten ein paar Kinder einen Medaillon mit seinem Bildniß oder seinem Namenszug; bald ist es die Göttin der Musik, bald die des Sieges und des Ueberflusses, die Vorstellungen der Ströme Donau und Nil. — Man sieht, wie armselig die Einbildungskraft der Künstler sein muß, die ihren Kaiser nicht besser, als mit Darstellungen zu ehren wußten, die man sogar auf den Jubelmünzen der deutschen Reichsstädte antrift!

Noch ist weit nicht alles fertig. Wenn es aber in diesem Geschmak fortgeht, so wird sich wohl bald der Allegorienvorrath erschöpft haben. Freilich werden dadurch selbst die Saale und die Spree zur Ehre kommen, am Louvre zu prangen; uns Deutschen kann das aber keine Freude ma-

chen, wenn wir auch an nichts weiter denken, als an das, was die Kunst vermag, und was sie leisten soll.

Zuverläßig läßt sich gar nichts gegen das Bestreben einwenden, Napoleons Thaten durch diese Kunstwerke zu ehren; denn ihm verdankt ja der Louvre alle Schätze, die er nun bald aufnehmen wird. Aber giebt es kein schöneres Mittel große Thaten zu verewigen, als diese so niedrige abgenuzte Allegorienkünstelei? Und würden z. B. Darstellungen aus der Geschichte des Herkules den Kaiser nicht so gut geehrt haben, als alles, was die Allegorie zu erfinden vermag? Ist nicht der Thaten-Cyklus dieses Halbgotts das Symbol der höchsten Entwiklung menschlicher Kraft, und darf sich ein Held des neunzehnten Jahrhunderts schämen, wenn man in seinen Wirkungen das Ebenbild des ersten Wohlthäters der Urwelt erkennt? Ob das nicht stolzer gelobt wäre, wenn die Kunst einmal loben soll!

Ueber diese Darstellungen dürfte sich der gute Geschmak nicht beklagen, und durch sie eröfnete

sich den Künstlern ein würdiges Feld für die Entwiklung ihrer Kräfte. Aber es ist freilich leichter, Allegorien zu machen, als Herkules Thaten darzustellen, und wenn jene so mittelmäßig gelungen sind, wie würde es erst diesen ergehen?

Merkwürdige Geschichtsperioden und Erscheinungen großer Männer haben jederzeit wohlthätigen Einfluß auf die schönen Künste gehabt, weil das Genie am leichtesten durch die genialische That begeistert wird. Unserer Zeit scheint dieses Vorrecht genommen zu sein, und Friederich der Große wurde um nichts besser gefeiert, als Napòleon. Wo es die Porträtiersucht nicht verdarb, that das die Allegoriensucht, und ich weiß nicht, welche von beiden es schlimmer gemacht hat.

Traurig ist es aber zu denken, wie es einem Baukünstler zu Muth sein muß, wenn er sein Werk durch die Bildhauerei so entstellt sieht. Wie mag Claude Perraults Schatten seufzen, wenn er in stiller Mitternacht durch seine Hallen wandelt! Wie viel Schönes gieng durch

die Schmeichelei gegen Ludwig XIV verlohren, wird er sagen; aber dieser König bedurfte ja der Schmeichelei, wenn er nie an seiner Größe zweifeln sollte!

X.

Fortsetzung von Davids neuestem großen Krönungsgemählde.

Bekanntlich ist dieses Gemählde das erste von vier andern, eben so großen, deren Ausführung der Kaiser diesem Künstler aufgetragen hat. Sie werden zusammen die vier glänzendsten Momente seiner Thronbesteigung darstellen, und der Nachwelt die ganze äussere Ansicht einer Begebenheit aufbewahren, mit welcher die Geschichte ihre neue Epoche beginnen wird. Aber diese vier Gemählde müssen auch in den Annalen der schönen Künste eine sehr merkwürdige Periode bezeichnen, und besonders für die französische Kunst von Folgen sein, die sich noch gar nicht berechnen lassen.

Zuverläßig gedeihen die schönen Künste überhaupt am besten, wenn die Künstler viel zu arbeiten haben, und nach dem Verhältniß zu den äussern Ansprüchen, die ihnen die Gesellschaft

vergönnt, gut bezahlt sind. Leitete sie der Geschmak ihres Zeitalters, oder die Befehle der Fürsten zu würdigen Gegenständen, und besonders die Mahlerei zu Arbeiten in der historischen Kunst, der Mutter und dem Anfang aller andern, so muß der ächte Kunstgeschmak dadurch gewinnen. David steht an der Spitze einer Kunstschule, der man seinen Einfluß bereits auffallend anmerkt; seine Regierung erklärt ihn durch Titel und Bestellungen für den ersten Mahler der Nazion; diese hat nie einen Augenblik daran zu zweifeln angefangen, und keiner seiner lebenden Kunstgenossen wird ihm fürder den Rang streitig zu machen versuchen, da keiner derselben sich so im Großen zu zeigen, so sehr das Zeitinteresse zu fesseln das Glük hatte, wie er. Der große Umfang seiner Arbeiten macht ihm Schüler nöthig, und welcher junge Künstler wird nicht am liebsten in eine Schule gehen, die so sehr von der Regierung unterstüzt ist, und so viele Gelegenheit, vortheilhaft bekannt zu werden, darzubieten scheint? Ueberdies ist Davids Karakter

von der Art, daß alle seine Schüler ihn nicht nur ehren, sondern auch lieben, und so wenig pedantisch, daß ihn die Ausschweifungen junger fantastischer Köpfe eher freuen als ärgern. Es ist daher ausgemacht, daß es von jezt an keine französische Schule geben wird, als die von David gestiftete, nud daß die Veränderung in einer Zukunft verborgen liegt, welche noch nicht das geringste Zeichen von sich giebt, und bei meinen Betrachtungen also auch gar nicht in Anrede kommen kann.

Es ist kein Zweifel, daß David von nun an völlig im Solde der Regierung steht, und die großen Thaten seines Kaisers es ihm nie an Stoff zu Gemählden mangeln lassen werden. Um so wichtiger scheint mir daher die Frage:

Welchen Einfluß wird dieser Mann auf die Kunst seiner Nazion haben?

Um diese Frage zu beantworten, muß vorerst diejenige Gattung der historischen Mahlerei untersucht werden, welche ihm nun, wenigstens für eine geraume Zeit, beinahe ausschliessendes Geschäft bleiben wird.

Ich habe meine Ansicht derselben schon oben verrathen. Es ist, troz der großen Handlung, die sie darstellt, eine Ceremonieumahlerei. — Und diese kann einmal der Kunst nicht günstig sein.

Man sehe das Gemählde an, und denke sich, daß Napoleon nicht der Mann eines ganzen Zeitalters ist, die übrigen Personen nicht beinahe sämtlich merkwürdige historische Personen sind — was wird dieses große Gemählde denn sein? Man wird immer einzelne Figuren und Gruppen loben, wird die Zusammenstellung gut, selbst die Harmonie der Farben schön finden; aber wird sich je ein Künstler vor demselben begeistern? Und das verlang ich von einem Kunstwerk; denn der Mensch sucht das Schöne immer draussen, wenn es auch schon in ihm selbst wohnt, und die größten Meisterwerke der Poesie und Kunst sind meistens durch die Bewunderung anderer schon vorhandener entstanden. Prometheus freilich brannte seine Fakel wie Raphael im Olymp an; aber an seinem Feuer entzündete sich alles übrige

Leben, und so wie eine thierische Geburt in der andern verborgen ist, so auch ist die Schöpfung des Genies fruchtbar, wie die ephesische Diana, erzeugt das Schöne immer wieder Schönes, und geht das Vollendetste aus der Vermählung des Genies mit dem reinsten Geschmak hervor. Kunstschulen aber bilden nur den Geschmak, so wie auch sie ihn nur verderben; und wenn der Geschmak in der Ausführung verunreinigt werden kann, so kann er es auch in der Wahl seines Gegenstandes. Die seltensten Menschen müssen nur zu oft die Schuld ihrer Zeit bezahlen, und es gehört ein himmlisches Geschenk der Natur dazu, wenn sie sich über alle Fehler derselben erheben sollen.

Ist dies nicht auf die neue französische Schule anwendbar, wenn sie mit Davids großen Ceremonialgemählden beginnt? Und ist sein Einfluß nicht immer gefährlicher, je vorzüglicher sie ihm gelingen? — Seine Nazion, deren Enthusiasmus nur zu leicht erregt wird, wird sich in ihrer Schätzung vergreifen, und das Vortrefliche in

der Gattung für das erste in der ganzen Kunst halten. Sie ist ohnedies so geneigt zum Konvenzionellen; die Würde eines Ceremoniels wird ihr bald besser als die freie Handlung gefallen, und die Leichtigkeit der Studien, welche diese Gattung verlangt, eine Menge Menschen zu ihr verleiten, welche der Kunst bei höhern Ansprüchen ewig ferne geblieben wären. Ja, diese Mahlerei ist leichter, als ihre Mutter, die Historienmahlerei; sie verlangt nicht die umfassende Kenntniß des Nakten, nicht das tiefe Eindringen in das Spiel der menschlichen Leidenschaften, nicht diese Feinheit des Kolorits, diese Studien in Nebensachen, wie z. B. der Landschaft, welche sich in ihrer Vervollkommnung zur eigenen ehrwürdigen Gattung erheben. Selbst die Kunst der Gruppierung geht im Zwang der Ceremonie verlohren; die Aehnlichkeit wird zum größten Vorzug des Porträts, und die Unmöglichkeit, Prunkkostume zu bemeistern, den Geschmak vollends verderben. Vergebens werden denn die alten Meister im Musée Napoléon dastehen,

Man wird sie ansehen, wie man sie in den Tagen von Bernini und Peter von Cortona auch angesehen hat, als Reliquien einer Zeit, die nicht mehr heute ist, ohne Einfluß auf die Gegenwart, und nicht mehr empfunden, weil das hohe Gemüthliche nie durch die harte Schale der Convenienz durchdringt.

In sofern ist mir die Erscheinung von Davids Gemählden nicht erfreulich, wenn es auch gleich ganz in der Ordnung ist, daß solche Scenen, wie die ihrigen, der Nachwelt aufbewahrt werden. Aber nie hat die Porträtmahlerei der historischen gefrommt, wenn diese auch gleich mit ihr begonnen hat, und nie wird die Ceremonienmahlerei ihr nützlich werden, sobald sie ein zu großes Feld gewinnt.

Was mich dabei tröstet, ist die Hoffnung, daß David auch andere Scenen aus seines Kaisers Leben zu bearbeiten bekommen wird. Die Geschichte seiner Feldzüge ist so reich an würdigen Gegenständen, und der Nazion, die unter ihm so glänzende Siege erfochten hat, inniger und

schöner verwandt, als alles andere. Auch sind bekanntlich mehrere Scenen der Art bei andern Künstlern bestellt; aber ich wollte, daß sie eher David zugefallen wären, dessen kraftvolle Fantasie, tiefes Gefühl für Heldengröße, und rastloses Ausharren gegen jede Kunstschwierigkeit, uns Schlachtscenen geliefert hätten, wie sie der Geschichte des großen Mannes würdig gewesen wären.

XI.

Hors-d'œuvres.

Unter diesem Titel müssen sonderbare Dinge vorkommen; denn umsonst hat der Verfasser diese Aufschrift gewiß nicht gewählt.

Wenn der Leser so denkt, so ist es ihm ernster beim Lesen als mir beim Schreiben. Dieser Titel kommt eben auch über diese Blätter, wie die Titel gewöhnlich kommen. Sie sind eine Gabe des Himmels, welche auf das nächste beste Haupt niederfällt, und im Grunde nichts zu bedeuten hat. Wäre mir in diesem Augenblik ein andrer eingefallen, so hätt' ich ihn auch genommen, und er würde gewiß seine Schuldigkeit so gut wie dieser gethan haben. So lag gerade nur der Speisezettel eines Restaurateurs vor mir, welcher seine verschiedenen Schüsseln auch unter gewisse Titel geordnet hat. Der erste, Suppen, schien mir doch nicht recht passend; ich nahm daher den zweiten, und dabei soll es auch bleiben.

Treibt aber der Zufall seinen Scherz mit mir, so muß ich mir's auch gefallen lassen. Denn was will ich machen, wenn er damit anzeigen will, daß diese Hors-d'œuvres gar nicht in mein Buch gehören? Freilich kann ich ihn auslachen, und sagen, sie sind aber doch darin. Dann muß er schweigen; denn was läßt sich weiter darauf antworten?

Indeß giebt es im Leben wie in Gedichten und auf Mittagstafeln Hors-d'œuvres. Der Schlaf ist noch eines der besten davon; aber zwischen dem vernünftigen und zwekmäßigen Wirken und dem Schlafe stehen immer noch solche Zwischenschüsseln, wie pasygraphische, stenographische, odiitologische u. a. dergl. Vorlesungen, Marionettenspiele, Ombres chinoises, Bauchrednereien, Seiltänzereien u. dergl. die ich eben auch ansehe und anhöre, wenn ich nichts Besseres zu thun weiß, und doch auch gerne sehen möchte, wie man das Linsenkorn durch ein Nadelöhr jagt. Dergleichen künstliche Uebungen machen mir dann doch zuweilen Spaß, und da ich meine Erfah-

tungen gerne mittheile, so glaube ich alles gethan zu haben, wenn ich es unter einem so bescheidenen Titel thue wie hier. Wem sie nicht behagen, der mache es mit den Hors-d'œuvres, wie ich es beim Restaurateur mache — er lasse sie stehen; denn seit der großen Revoluzion, welche auf den französischen Tafeln die Austern aus dem Rang der Hors-d'œuvres in den der Suppen emporgehoben hat — welches zu beweisen ich füglich einen ganzen Speisezettel abdrucken lassen könnte — komm' ich durch die Hors-d'œuvres gar nicht mehr in Versuchung, und könnte mich beinahe wundern, daß ich sie zum Titel einer Abtheilung meines Buchs gewählt habe, die wenigstens nicht schlechter ist als die übrigen.

XII.

Paris für den Neuling.

Man möchte beinahe glauben, daß die jungen Leute heutzutage früher klug werden als ehemals, und wir wollen Gott recht herzlich dafür danken, wenn es wahr ist; denn man kann gar wohl zu spät, aber nie zu früh klug werden. Was mich oft in Versuchung führt, an diesen wichtigen Fortschritt unsers Zeitalters zu glauben, das sind die vielen jungen Leute fremder Nazionen, welche ihre Eltern ganz getrost hieher schicken, und unter keiner andern Aufsicht, als der der Polizei herumlaufen lassen. Freilich giebt man ihnen eine Menge guter Lehren mit, sie selbst sind sich aller möglichen Eigenschaften bewußt, um sich ohne Gefahr durch diese kleine Welt voll List und Trug durchzuwinden, und es ist ganz natürlich, daß der junge Held, welcher in seiner Vaterstadt eine Menge dummer Streiche gemacht hat, sich zum leztenmal auf einem größern Schauplaz häuten muß, wo es

auch darauf ankommt, in einem recht schönen neuen Fell zu erscheinen. Wirklich darf man dann mit einem französischen Vaudeville getrost ausrufen:

Nos enfans, Messieurs et Mesdames,
A quinze ans passent nos souhaits:
Tous nos fils sont des hommes faits,
Toutes nos filles sont des femmes.

Troz allen diesen Vortheilen aber bin ich doch eben nicht sehr für das Reisen der jungen Leute eingenommen, und es kommt mir immer vor, daß man ihnen lieber gleich Weiber geben, als sie die Tour entweder durch Europa, oder die deutschen Universitäten machen lassen sollte. Denn was bringen sie am Ende gewöhnlich nach Hause? — Röcke nach dem neuesten Schnitt, Hosen und Stiefel nach der Mode, und einen Verstand, der auch Mode werden mußte, weil er so allgemein ist. An den Röcken und Stiefeln könnte man ihnen die Freude wohl gönnen, wenn es das nur allein wäre; denn einmal sie können doch nicht gerade so wieder kommen, wie sie gegangen sind. Wofür

hätte der Vater denn sonst sein Geld ausgegeben? Aber sie kommen nur zu verändert wieder, und der gute arme Vater muß sich oft beinahe vor dem klugen Sohne verkriechen, weil er nie das Glük gehabt hat, bei dem Restaurateur Beauvilliers oder Very zu essen. Wie klein und erbärmlich ist ihm alles in seinem Vaterlande! Wer wird es unter so kleinen Umgebungen aushalten können? — Wahrlich das Vaterland muß dem tüchtigen jungen Manne noch großen Dank wissen, wenn er sich's gefallen läßt, ein Amt anzunehmen!

Aber ihr solltet nur sehen, welche armselige Figur die meisten dieser jungen Herren in Paris machen! Es ist unbegreiflich, wie sie's aushalten können; denn sie müssen da, ohne recht zu wissen warum? ihre ganze Lebensweise so sehr verändern, daß sie kaum noch ein Bewußtsein ihrer selbst übrig behalten. Freilich ist die neue Lebensweise für sie eigentlich nur die ungewohnte Eßstunde; im übrigen bleibt es so ziemlich beim Alten, nur daß sie sich in der Regel weniger

mit etwas Nüzlichem beschäftigen, sich mehr langweilen, und dennoch nicht den Muth haben, es sich selber einzugestehen.

Es ist wahr, sie treiben sich von einem Kaffee zum andern. Eine Gallerie verdrängt die andre; sie sind alle Mittage zum Restaurateur eingeladen; sehen jeden Abend große Gesellschaft — im Theater; nehmen Antheil an allem, was im Publikum vorgeht — durch die Zeitung; sind völlig frei und ungebunden, weil sie niemand kennen, und haben Gelegenheit, sich in der Landessprache in der Unterhaltung mit — Aufwärtern und Bedienten zu üben; müssen, weil die Zeit sehr kostbar ist, viel im Kabriolet herumfahren, um die bestimmte Stunde in der Parade der Tuilerien sein, und sogar manchmal ganze Abende in den berühmten Theaterschwänzen stehen, um in einem Stük, bei welchem sie einschlafen, einen recht guten Plaz zu erhalten.

Sind sie nicht zu bedauren, daß sie sich die Ehre, Paris gesehen zu haben, so sauer werden lassen müssen? Ich versichere auch, die Erfah-

tungen, welche sie hier machen, können sie sich auch zu Hause erwerben, und sie werden dabei weit bescheidener und liebenswürdiger bleiben, als sie gewöhnlich sind, wenn sie alle Hauptstädte von Europa gesehen haben. Ich will gar nicht weiter an den Schaden rühren. So viele andere schlimme Folgen sind nur zu bekannt, wenn sie gleich bis jezt noch nicht zu warnen vermocht haben.

Ich will hier nur das Lächerliche an der Sache auffassen; denn dazu ist Paris der Ort. Ich könnte euch Gesichter schildern, die mir begegnen, in welchen so viele Langweile ausgedrükt ist, als sie nur immer in der Physiognomie eines indischen Heiligen wohnen kann, der sein ganzes Leben in einen ausgefaulten Baum geduckt zubringt. Dieser Ausdruk von Langweile wird aber recht erhaben, wenn der, dem sie zugefallen ist, ein kleines Geschäft mit Wichtigkeit betreibt, und z. B. die petites affiches mit einer Ernsthaftigkeit liest, welche etwa hinter einem der schwersten Euklidschen Säze an ihrer Stelle ist.

Der unterrichtete junge Mann hat nämlich gehört, daß dergleichen Blätter oft recht karakteristische Züge des Geistes der Nazion enthalten. Allein er weiß nicht, daß, um Zeitungen so zu lesen, eine Kenntniß in Lebensverhältnissen überhaupt nöthig ist, die man nur im handelnden Leben sich erwerben kann.

Doch davon werde ich nur Weniges sagen, wie oft der junge Mann das Opfer seiner Unerfahrenheit wird. Es geht ihm dabei manchmal wenig besser, als einem gewissen Herrn Tristan, von dem ich einen sehr merkwürdigen Brief mittheilen will, und würde ihnen noch weit öfters so gehen, wenn sie glüklicher Weise nicht meist eine so reichliche Dosis von Blödigkeit besäßen, die, wie man weiß, wenigstens das Gute hat, daß sie vor vielen Fehlern bewahrt. Er beschreibt die Vortheile von Paris, wie folgt:

„Schon seit zwanzig Jahren bewohne ich meine kleine Vaterstadt, und nur erst seit Kurzem lernte ich Paris anders, als aus den Erzählungen einiger meiner Landsleute, welche daher kamen,

kennen. Ich wähnte im Schooß meiner Familie, meiner Mitbürger und Freunde glüklich zu sein, galt für einen Mann von Verstand und Geschmak, und meine glüklichen Einfälle machten mich ordentlich zu einer Art von Muster für meine ganze Vaterstadt.

Endlich trieb mich die Neugierde aber doch aus dem väterlichen Dache. Ich verließ Brienon, um die glänzende Hauptstadt zu besuchen, die der Gegenstand aller Unterhaltung war. Ich muß gestehen, daß meine Augen eigentlich geblendet, mein Geist in das höchste Erstaunen gesezt wurde, und ich mich nicht enthalten konnte, das Glük so vieler zu beneiden, die unter allen diesen Herrlichkeiten wohnen dürfen.

Ich war ganz selig, und fühlte die Anhänglichkeit an meine Vaterstadt allmählich in mir verlöschen, als ich eines Abends in das Theater Louvois trat. Man führte gerade die Kleinstädter *) auf. Nun war es aber auch aus. Ich

*) Pickards Kleinstädter, welche durch Herrn von Kotzebue's Uebersetzung in Deutschland bekannt

war so gedemüthigt, und schämte mich so sehr, einer von denen zu sein, über die man sich hier mit so vielem Witze lustig machte, daß ich auch augenbliklich den kühnsten Entschluß faßte.

Ich hatte während meines bisherigen Aufenthalts in Paris immer getreulich alle öffentlichen Blätter gelesen, und dabei oft Veranlassung gehabt, mich über die vielen Vortheile zu wundern, welche die großen Städte vor den kleinern haben. Nahm ich das Journal de Paris oder die Petites affiches in die Hand, so fand ich, daß man sich in hundert Buden beinahe für nichts vollständig kleiden kann; daß man dort die feinsten modischsten Stoffe um 20 bis 30 Procent wohlfeiler haben konnte als sonst überall.

Weiterhin las ich dann von einem Restaurateur, der sich eben neu niedergelassen hatte, und das glänzendste Mittagessen von vier Schüsseln mit entrées, entremets, hors-d'œuvres und Dessert um 36 Sous anbot.

sind, und so viele feinere Züge enthalten, die recht gut auf die größern Städte daselbst passen.

In jeder Straße fand ich zwei bis drei Lotto-büreaus, und erinnerte mich bei jedem derselben, daß es in Paris Mathematiker und selbst sehr gebildete Damen giebt, welche dem Lottospieler Anleitung geben, in kurzer Zeit ein glänzendes Glük zu machen.

Noch hatte ich kein Spielhaus gesehen; aber ich wußte, daß unerträgliche Rechnungen durch den Druk bekannt gemacht worden waren, denen zu Folge man nur mit 200 Franks Einsaz in sechs Wochen 150,000 Franks gewinnen mußte.

An allen Säulen des Palais Royals, und an allen Straßenecken sah ich Ankündigungen, welche mir alle möglichen Vergnügungen entweder umsonst, oder für solch eine Kleinigkeit anboten, daß ich gar nicht davon reden mag.

Auch wußt' ich, daß ich für ein paar Louis-d'or die Diplome von wenigstens fünfzig gelehrten Gesellschaften erhalten konnte. Bekam ich je Kinder, so belehrten mich hundert Prospekte, daß es nur von mir abhieng, Männer, gegen welche Corneille, Voltaire und Turenne, und

Frauen, gegen die die Lafayette und Sevigne nichts sind, aus ihnen zu bilden.

Zu dem boten sich Aerzte genug an, mich die Kunst zu lehren, nach Gefallen Mädchen oder Knaben, mit allen Talenten, die ich wollte, zu zeugen.

Nun verstehe ich ein wenig die Regeln der Versekunst, und habe wohl manches schöne Räthsel, manche sinnreiche Charade in die Zeitung meines Departements einrücken lassen. Ich brauchte also diese meine Geistesprodukte nur in die Blätter von Paris zu verpflanzen, und gelang es mir, ein paar Distichen in den Mercure de France oder in den Chansonnier des Graces zu bringen, so konnte ich mich füglich um eine Stelle im Institut bewerben. Alles, auch die kleinsten Lebensvorfälle, unterhielten meine Entzückung. Wollte ich mir den Bart machen, so schafte man mir Rasiermesser an, die man nie abzuziehen braucht. Verlohr meine Haut an ihrer Feinheit, so durft' ich nur von dem Wasser der Madame Meslin und der Mademoiselle Matthieu nehmen.

Hatt' ich mir den Magen verdorben, so verkaufte mir ein ehrlicher Mensch sein Estomacale. Tausend Männer erboten sich auf den Quais, den Brücken und öffentlichen Plätzen für meine Gesundheit zu sorgen, und alle diese Vortheile verdrehten mir wahrlich den Kopf.

Ich warf mir vor, so lange den Laren einer Provinz geopfert zu haben, und dachte nur mit Verdruß an Brienon. Da waren nicht mehr als zween Schneider und ein Einziger Tuchhändler, dessen Magazin nur mit unmodischen geschmaklosen Stoffen angefüllt war. Mein Schneider kleidete mich wie einen Fünfziger. Ein paar Stiefel kostete mich dort so viel Geld, wenn ich sie nach der Mode haben wollte, und dennoch konnte ich sie in Paris nicht tragen, ohne mich dem allgemeinen Spotte auszusetzen.

Auch mein Essen schien mir erbärmlich, wenn ich zurükdachte. Eine Suppe, Rindfleisch, eine Kottelette, und alle Tage das nämliche Gemüse. Keine Belustigung, als auf den Jahrmärkten der Umgegend; keine Gelegenheit etwas zu lernen,

als bei meinem Pfarrer, der ein recht guter Mathematiker ist, aber niemand etwas davon hören läßt.

Freilich, meine Charaden machten mir einen gewissen Namen; aber, lieber Gott, in welchem Zirkel? Nie war mein Ruf über die Gränzen von Auxerre gekommen; und die Weiber vollends, nein, die waren ohne Geschmak in ihrem Anzug, ohne Eleganz in ihrem Benehmen, ganz ohne Kenntniß in der Botanik, Chemie, Docimasie und Stenographie.

Diese Betrachtungen, und besonders die Aufführung der Kleinstädter entschieden mich vollends. Nein, dachte ich, man soll nicht sagen können, daß ein Mann von Verstand und Geschmak, wenn er einen Aufenthaltsort, wie Paris ist, kennt, sich auf ewig in die Mauren von Brienon begraben hat. Ich verließ also mein Hotel, versicherte den Wirth, daß er mich bald wieder sehen würde, nahm die Diligence von Joigny, und kam in meine Vaterstadt. Sogleich that ich meinem Vater, meiner Mutter, meinen

Schwestern, meinen Brüdern, meinen Onkle's, meinen Tanten, Vettern, Muhmen, Pathen und allen meinen Freunden und Bekannten den edeln Entschluß kund. Nichts konnte mich aufhalten; umsonst machte mein Vater seine Bemerkungen, umsonst weinte meine Mutter, trauerten meine Schwestern, versprachen meine Tanten, riethen meine Onkle's — ich brachte meine Sachen in Ordnung, und kehrte nach Paris zurük, wo ich nun seit zween Monaten wieder bin.

Gleich nach meiner Ankunft fühlte ich die Nothwendigkeit, mich damit zu beschäftigen, ein großes Glük zu machen; denn das hat man in solchen Städten am nöthigsten. Ich nahm daher einen Wagen, und sagte dem Kutscher: zu Herrn Marseille! Er sah mich an, als ob er mich nicht verstanden hätte. Zu Herrn Marseille! wiederhohlte ich ihm. Er stierte mich noch immerfort an. Nun ja, rief ich ungedultig, zu dem Mathematiker, Herrn Marseille, der das Geheimniß gefunden hat, in der kaiserlichen Lotterie

so viele Ternen und Quaternen zu gewinnen, als er nur will. Ich stellte mir nämlich vor, daß der Herr Marseille sein Geheimniß für sich selbst benutze, jeden Monat seine zwölf bis fünfzehn Quaternen gewinnen, und natürlich im schönsten Quartier, der schönsten Straße und dem schönsten Hotel von Paris wohnen werde; daß ihn somit jedermann kennen würde, und ich nur seinen Namen zu nennen brauchte, um von jedermann verstanden zu werden. Mein Kutscher, dacht' ich, ist ein dummer Teufel, und ließ bei dem nächsten Lottobüreau halten, um mich nach der Wohnung des Herrn Marseille zu erkundigen. Aber hier war man eben so unwissend wie mein Kutscher; indeß hielt ich es für eine List, mit der man mir den Aufenthalt eines so gefährlichen Mannes verschwieg. Ich ließ mir daher auf einem Kaffeehaus eine Zeitung geben, und fand natürlich Herrn Marseille's Adresse sogleich.

Ich hatte oft gehört, daß sich die größten Männer durch eine seltene Bescheidenheit aus-

zeichneten. Herr Marseille war einer von ihnen; denn im Besiz aller Mittel, das größte Glük zu machen, kann man unmöglich ein schöneres Muster dieser so seltenen Eigenschaft aufstellen. Diese Bemerkung machte mir ordentlich Muth; ich stieg schnell die dunkle, enge Treppe hinauf, und erreichte endlich sein Zimmer. Aber wie sehr sollte man sich besinnen, ehe man einen Schritt macht! Mir war es nicht eingefallen, daß ein Kleinstädter einen großen Mann aus der Hauptstadt nicht sogleich verstehen kann. Ich wenigstens versuchte umsonst seinen Kalkuls zu folgen, und die Entwiklung seiner Theorie zu fassen. Mein armer Verstand verwirrte sich, mein Ohr sogar wollte mit einigen Sprachfehlern nicht zufrieden sein, und ich verließ den Herr Marseille in Verlegenheit, mit dem Entschluß, mich an jemand von minder kühnem Geist und verständlicherer Wissenschaft zu wenden.

Dieses ist auch geschehen, aber bisher mit eben so unglüklichem Erfolge. Indeß harre ich gegenwärtig auf die nächste Ziehung der Lotterie, die

mir, wie mich Madame M... versichert hat, eine Quaterne bringen muß. Bis dahin sehe ich mich freilich genöthigt, meine Mittel etwas zu schonen, und esse immer um 36 Sous zu Mittag. Aber soll ich mich über das schönste Land beklagen? Nein, Geduld bis zur nächsten Ziehung; dann will ich bei Naudet, Robert und Very schon wieder alles hereinbringen.

Es ist aber doch sonderbar; denn es kommt mir alles in Paris wie die schwimmenden Klötze Lafontaine's vor. Alles blendet in der Entfernung, und der Reiz verschwindet, so wie man näher kommt. Ueberzeugt, daß ich bis zur nächsten Ziehung sparen müßte, schränkte ich mich in allem ein, doch wollt' ich mir einen Rok nach der Mode machen lassen. Ich gieng also in eines der großen Magazine, welche die schönsten Tücher beinahe für nichts feil bieten, und sagte dem Commis, er sollte mir einen Rok vom feinsten der Tücher abschneiden, welche dreissig Procent unter dem gewöhnlichen Preis verkauft werden. Er ließ sich nicht lange bitten, schrieb mir meine

Rechnung, und sezte mir 70 Franks für die Elle an. Ich hatte mich zum voraus auf vierzig versehen, und machte also ein recht langes Gesicht. Mein Herr, dies ist der billigste Preis, sagte der Commis. — Allein Sie lassen ja dreissig Procent nach? — Gestern, mein Herr, thaten wir das. Es ist alles verkauft, und kein Viertel mehr von jenen Tüchern übrig. — Diesem fügte er eine lange Lobrede auf die Vortreflichkeit seiner Tücher und die Rechtschaffenheit seines Herrn bei. Das Stük war einmal abgeschnitten, er konnte es nicht mehr zurüknehmen, und ich mußte behalten, was ich nur im Vertrauen auf die vielen Vortheile einer großen Stadt, wie Paris, gekauft hatte.

Da sie mich hier erwischt haben, dacht' ich, so muß ich den Schaden wieder gut machen. Das Spiel muß mir es bezahlen. Ich habe noch einiges Geld, und will den ehrlichen Mann aufsuchen, welcher um 48 Franks die Kunst lehrt, 50,000 Thaler in sechs Wochen zu gewinnen. Ich begab mich also in die rue du Hasard, sezte

mich über alle Bedenklichkeiten weg, und sagte zu einem armen Teufel, den man mir als meinen Mann bezeichnete: Hier sind zween Louisd'or, mein Herr; ich habe nur noch wenig Geld, aber möchte gern recht viel haben. Eröfnen Sie mir doch gleich ihr Geheimniß, um den Betrug eines Kaufmanns wieder gut zu machen, der mir so eben ein Stük Tuch ein Drittel über seinen Werth verkauft hat. — Der brave Rechenmeister zog aus einem schmuzigen Schrank zwei große Hefte mit lauter Zahlen angefüllt heraus, und sagte mir: sehen Sie hier mein ganzes Geheimniß. Diese Hefte enthalten zwei tausend Tallien, und diese zwei tausend Tallien beweisen, daß, so wie man auf eine gewisse Art spielt, man viel Geld gewinnen muß, wenn anders der Zufall diese Kalkuls nicht unterbricht. Nun ist das noch nicht geschehen, und darf man also schliessen, daß es auch nie geschehen wird. — Die Folgerung schien mir nicht ganz richtig; indeß nahm ich die Lection, und gieng dann gleich in das nächste beste Spielhaus. Aber, ach! ich verlohr auch noch den Rest

meines Geldes, und habe nun keine Hoffnung weiter, als auf die nächste Ziehung der Lotterie, ohne die ich wieder nach Brienon zurükkehren müßte.“

Diese Erzählung, welche ich sehr abgekürzt habe, stellt die Gefahren eines Neulings erster Klasse mit vielem Witze dar. Aber es giebt noch viel größere, denen ich zum wenigsten keinen Sohn aussetzen möchte. In die schlimmsten stürzt ein warmes Blut — und lieber ferne von dem Abgrund, als leichtsinnig um ihn herumgaukeln!

XIII.

Die Theater.

Die Meisten haben zu wenig von dem, was sie brauchten; daher ist es billig, den Andern, welche zu viel haben, davon zu nehmen. Und aus diesem und andern wohl noch weit ernsthaftern Gründen hat die französische Regierung die Zahl der Schauspielhäuser eingeschränkt, und auf vier Haupttheater und eben so viele Nebentheater gesezt. Die ersten stehen unter der Aufsicht des Herrn Remusat, obersten Kammerherrn des Kaisers. Die andern hat man mehr ihrem eigenen Schiksal anvertraut, läßt sie von dem Geschmak des Volks abhängen, und ihr lustiges Wesen auf ihre eigene Weise treiben. Die Genres der leztern — ich muß nun schon einmal diesen Ausdruk nehmen! — sind also von denen der erstern eben so sehr, wie unter sich, verschieden, und geben zusammen die vollständige Ansicht des ganzen französischen dramatischen Wesens.

Die Nazion, wie ihre Kritiker, hat für jedes dieser Theater einen eigenen Maaßstab. An die Académie impériale wird weit mehr gefodert als an das Théatre impérial, unerachtet beide der Opera bestimmt sind. Was auf dem Théatre français trivial ist, heißt auf dem der Variétés lustig, und man giebt ohne Bedenken im Theater der Kaiserin Stücke, durch welche man jenes entehrt glauben würde. Auf die Académie impériale und das Théatre français ist die Nazion stolz. In beiden soll, was die Kunst vermag, geleistet, und alles Niedrige in Musik und Tanz, im Tragischen und im Komischen vermieden werden. Lezteres ist das eigentliche Nazionaltheater, in welchem die Meisterstücke der französischen Bühne gegeben werden, und wo sich versuchen muß, wer sich an die Reihe der großen Ahnherrn anschliessen will.

Ich werde auf diese Theater einzeln wieder zurükkommen. Für jezt also nur einige allgemeine Bemerkungen.

Die Theater sind öffentliche Gebäude, und

müssen daher durch eine edlere Bauart zur Zierde einer Stadt beitragen. Bei einigen ist dieß durch ihre äussere Architektur der Fall, wie beim ehemaligen Odeon, welches nun wieder zum Theater der Kaiserin eingerichtet wird. Bei allen aber findet man das Innere ganz abscheulich, sobald man Kunstfoderungen macht. Dem Bedürfniß viele Menschen zu fassen, ist jedes höhere architektonische Gesez, jede Regel der Schönheit aufgeopfert worden. Chinesischmagere Säulen tragen gewöhnlich den ganzen Plafond, und an diese sind die Logen wie Bienenzellen angeklebt, welche ohne völlige Seitenwände, gleich den Pferdeställen, abgesondert sind. Jede giebt in ihrer Breite zwo Personen Raum; allein der Vordersiz hat noch zween andre hinter sich, daß also sechs Personen Plaz finden müssen, die, wenn sie etwas lange Beine haben, sich das Sitzen wohl vergehen lassen dürfen. Oben unter dem Plafond sind noch überall Gallerien wie Schwalbennester befestigt, und man hat sich genöthigt gefunden, für diese Theile der französischen Architektur eigene Namen

zu ersinnen, die wie Ochsensäcke u. dergl. klingen. Die nämliche weise Sparsamkeit ist auch im Parterre angewandt, und selbst in den vier Hauptsäulen des Hintergrunds hat man Oefnungen angebracht, welche gewissen Luftlöchern ähnlich sind, die man nicht nennen darf. In den Verzierungen ist hie und da Geschmak ersichtlich, aber alles so kleinlich, daß man, wenn auch wirklich etwas auf Eleganz verwendet wurde, wie in dem Theater der Variétés, doch nichts weiter davon sagen kann, als was mein Perruquier mir sagte, c'est une vraie bonbonnière. — Man vergesse aber ja nicht, daß dies ein großes Lob ist!

Die Liebhaberei der Pariser fürs Theater ist zügellos. Man muß aber auch ein Pariser sein, um gerne in ihre Theater zu gehen. Wer nicht wohlhabend genug ist, eine eigene Loge nehmen zu können, muß diesen Genuß sauer genug erkaufen. Giebt man etwas Gutes, so ist es nöthig, sich Stundenlang früher einzufinden und mit größter Unbequemlichkeit zu warten. Oft sogar kann man lange auf dem feuchten Boden aussen harren

müssen, bis man sich endlich hineindrängen darf, um eng zu sitzen, oder vielleicht stehen zu müssen. Wer vermag das? Ein Pariser — sonst niemand.

Im Theater selbst überläßt sich dann jeder, so weit es möglich ist, seiner Laune, klatscht, wenn es ihm einfällt, pfeift, so er es für gut findet, stampft Verachtung, und schreit und lärmt Beifall. Von den strengen Foderungen des Anstands, (wie z. B. die lächerliche, die wir von einigen unserer Landsleute lesen mußten, daß eine Dame nicht einmal ihren Schawl über die Loge heraushängen darf) davon habe ich nichts, wohl aber gerade das Gegentheil gesehen. So lang man den Andern nicht hindert, mag man thun, was man will; nur von dem Schauspieler verlangt man, daß er Achtung gegen das Publikum zeige, welches ihn bezahlt, und unsere deutschen Schauspieler könnten manches hier lernen, was ihnen zu ihrer Schande noch so sehr fehlt. Denn nie dürften sie in Paris vergessen, daß sie in guter Gesellschaft sind; keine Nachläßigkeit in ihrer Pflicht würde ihnen verziehen. Jeder Wunsch

der Zuhörer müßte ihnen Befehl sein, jeder Tadel mit Aufmerksamkeit und wo möglich mit Besserung aufgenommen werden; ja, sie dürften sich nicht einmal ungestraft einen kleinen Fehler des Gedächtnisses entschlüpfen lassen.

Wie ganz anders bei uns! Meistens scheint der Schauspieler nur auf den Brettern zu stehen, weil es ihm einmal so behagt. Oft kommt er ohne Vorbereitung, spricht dem Souffleur nach, und häuft Irrereden auf Irrereden. Läßt es sich jemand einfallen, ihn auf irgend eine öffentliche Weise zu tadeln, so schreit er über Ungerechtigkeit, und behauptet, daß man ihn in übeln Ruf bringen wolle. Damit sezt er sich freilich selbst in die Klasse der Schneider und Schuster, welche, so wie man ihnen einredet, ihre Kunden zu verlieren fürchten, und bedenkt er gar nicht, daß er ein Künstler ist, welcher ein Kunstwerk zu liefern hat, das für jedermann sein, und also auch öffentlich beurtheilt werden muß. Ladet er uns umsonst in seine Darstellungen, nun so werden wir freilich so höflich sein, ihn nicht

laut zu tadeln; sobald wir ihn aber bezahlen, so muß er sich gefallen lassen, daß wir sagen: mein Geld reut mich, ich hätte es wohl besser anwenden können.

Freilich zahlen wir in der Regel auch wenig genug. Aber wir thun was wir können, und besolden den Schauspieler immer noch gut, und meist besser, als die meisten Staatsdiener in ganz Deutschland bezahlt werden. Und dennoch ist einer der leztern gewöhnlich von Morgens bis Abends beschäftigt; da der Schauspieler mit einigen Stunden Studien — wenn es ihm noch recht ernst dabei ist — täglich wegkommt, und einigemale in der Woche sich dem Publikum zu zeigen hat. Er sage uns also nicht, wir geben euch die Waare wie ihr sie bezahlt; sonst setzen wir ihn in die niedrigste Klasse der Handwerker, und rechtfertigen die Verachtung, über die sein Stand noch im größten Theil von Deutschland zu klagen hat, durch einen Grund weiter.

Ich benutze gerne die Gelegenheit, Punkte der Art, bei welchen unsere Nazionalehre im Spiel

ist, zu berühren. Freilich ließ ich mir auch ein=mal beigehn, einen Raben sprechen lehren zu wollen; aber der Rabe flog weg, sezte sich auf den nächsten Baum, und krächzte mir etwas wie Spott herunter, das im Grunde nichts als Ra=bengekrächz war. Seit der Zeit habe ich es mit den Raben gehen lassen, und es wird mir auch nie wieder einfallen, es mit ihnen aufzunehmen. Aber andere, die mehr Geduld haben als ich, sollen es darum nicht unversucht lassen; vielleicht gelingt es am Ende doch mit der Vervollkomm=nung dieses Theilchens vom Menschengeschlechte. Ich versuchte es mit Güte; mögen sie es mit Strenge thun; denn die Erziehungskunst hat be=wiesen, daß man nicht immer mit Güte ausreicht.

Wie viel muß sich ein französischer Schauspie=ler von seinem Publikum gefallen lassen! Es ist nicht leicht einer, der nicht in den Zeitungen eine Parthei gegen sich hat, und sich das schreiendste Unrecht gefallen lassen muß. Das ist abscheulich! werden unsere deutschen Schauspieler ausrufen. — Nein; das ist ganz in der Ordnung, und es hat

nie ein Kunstwerk gegeben, welches nicht seine Tadler gefunden. Ich will euch aber sagen, was der französische Schauspieler thut: Er schweigt, sucht es immer besser zu machen, und nach und nach den Beifall zu erwerben, neben welchem ihm keine Verleumdung mehr schaden kann.

Im Ganzen ist in Frankreich jedermann, nur die Schauspieler ausgenommen, der Meinung, daß das Theater überhaupt im Verfall sei, und ein Mitglied des Nazionalinstituts, Cailhava, hat sogar dieser ehrenwerthen Gesellschaft ein Memoire über die Ursachen vom Verfall des Theaters, und die Mittel, es wieder in die Höhe zu bringen, übergeben. Allein seine Schrift erschöpft weder den einen noch den andern Punkt dieser Untersuchung, und die Schuld der Zeit läßt sich selten durch gelehrte Abhandlungen verbessern. Es ist aber merkwürdig einen andern Franzosen darüber zu hören, besonders da er sich über alle Gattungen der dramatischen Kunst, über die Theater des ganzen Reichs und ihre neuesten Schiksale auch in politischer Hinsicht verbreitet.

„Man weiß, sagt er, daß eine schleunige und ohne Zweifel nöthige Maaßregel in der Mitte des vergangenen Jahrs (1807) die Zahl der Schauspielhäuser, welche seit fünfzehn Jahren ganz unbeschränkt war, auf achte gesezt hat. Um die Zeit dieser Verordnung zählte man in Paris über zwanzig Theater, ohne die kleinen Liebhaberschauspiele zu rechnen, durch die der Beutel einer gewissen Klasse immer auch mehr oder weniger in Anspruch genommen wurde. Ohne Zweifel hat die Unterdrückung dieser Anstalten vielen Einzelnen, die eine Theaterunternehmung als eine bloße Handlungsspekulazion ansahen, großen Schaden gebracht. Allein man muß ihnen sagen, daß sie sehr wichtige Rükſichten vergessen haben, wenn sie dadurch unangenehm überrascht wurden. Das Theater schließt sich an den öffentlichen Unterricht an, und diese Betrachtung hätte solche Unternehmer belehren sollen, daß früher oder später die sogenannte Freiheit, welche in Zügellosigkeit ausartete, eingeschränkt werden würde. Selbst wenn man die Theater nur als Gegen-

stände der Kunst ansah, war ja doch vorauszusehen, daß die Regierung nicht lange ruhig zusehen würde, wenn sehr beträchtliche, aber unnüze Ausgaben für ein Fach gemacht wurden, durch welches der Nazionalruhm gefährdet ward. Kurz, es konnte wohl niemand daran zweifeln, daß die große Wiedergeburt, welche so viele andere Gegenstände betroffen hat, hier, wo sie eben so nöthig war, ausbleiben würde.“.

„Je weiter sich indeß die Epoche dieser Reform nun entfernt hat, desto mehr kommen die, welche unangenehm dadurch betroffen wurden, von ihrem Erstaunen zurük. Diejenigen Schauspieler, welche einiges Talent hatten, zerstreuten sich in die Provinzen, wo sie die Truppen der vorzüglichsten Städte verstärken, und man muß dabei nicht zu bemerken unterlassen, daß diese nie elender und gesunkener waren, als jezt. Sonst sah man in Lyon, Bordeaux, Marseille, Rouen und Toulouse Schauspielergesellschaften, in welchen die vorzüglichsten Männer des Theaters von Paris, die in den Osterfeiertagen immer in die

Provinz giengen, beinahe meistens ein gutes Zusammenspielen, und oft ein talentvolles Subjekt fanden. Heutzutage aber wird das gute Lustspiel in den meisten der genannten Städte selten und schlecht gegeben; die Tragödie ist völlig vergessen, die komische Oper ist schlecht besezt, und man sieht nur die elendesten und leichtesten Stücke der Theater vom zweiten Range. Diese allgemeine Bemerkung leidet nur wenige Ausnahmen. Rouen und Toulouse haben übrigens verhältnißmäßig vollständigere Truppen, als die drei obengenannten Städte erster Größe, und wir wissen z. B., daß das große Theater zu Marseille im Lauf des verflossenen Jahres lange verschlossen war, daß das erste Schauspiel von Lyon geringere Einnahme machte, als das zweite, und zu gleicher Zeit das schöne Theater von Bordeaux durch Seiltänzer entehrt wurde.“

„Diese Umstände erklären die Schwierigkeit, mit welcher man gegenwärtig die Theater der Hauptstadt rekrutiert, so wie die Bemerkung, daß die meisten Debutanten, welche sich aus den

Provinzen bei uns einfinden, gewöhnlich die Vergleichüng mit unsern mittelmäßigsten Subjekten nicht auszuhalten im Stande sind.“

„Man kann noch weiter bemerken, daß in den Provinzen, wie in der Hauptstadt, die besten Schauspieler Veteranen sind, die sich ihren ganzen Ruf schon erworben hatten, als die Umwelzungen der Revoluzion auch unsere dramatische Kunst betrafen. Rouen und Toulouse, die wir angeführt haben, sind wirklich im Besiz der Schauspieler Grange und Martelli, welche lange in Paris beklatscht wurden, und wenn sie vor zehn oder zwölf Jahren auf das Théatre Français oder Louvois versezt worden wären, das heilige Feuer erhalten hätten. Allein die Unternehmer der Theater, und die Truppen selbst sind gegen die Urtheile des Publikums zu gleichgültig.“

„Indeß müssen wir auch gestehen, daß, wenn die Unterdrückung mehrerer Theater in Paris die Truppen der Provinzen, mit Ausnahme einiger Subjekte vom Theater von Porte Saint-

Martin, nicht bereichert hat, so waren sie alle höchst mittelmäßig, und haben die guten Sitten durch ihre Unterdrückung zuverläßig gewonnen. Denn jedermann weiß, daß in diesen Häusern eine Menge von Kindern und jungen Leuten beider Geschlechter, sich in dem Ausdruk von Leidenschaften übten, welche in ihrem Munde eine wahre Entehrung der Natur waren. Diese werden nun ohne Zweifel in den Werkstätten Plaz finden, und uns, statt schamloser Therpsichoren, gute Arbeiterinnen abgeben. Ein paar hundert junge Leute, die in ihrem reifern Alter um eine ehrliche Beschäftigung verlegen gewesen sein würden, lernen nun ein für sie und uns nüzliches Gewerbe, bei dem sie den Launen des Publikums minder unterworfen sind, und zum allgemeinen Besten beitragen können. Wir werden immer zu viele Tänzer, aber nie zu viele Künstler und Handwerker haben."

„Die nämliche Bemerkung paßt auch auf die Komödienmacher, die für diese Theater arbeiteten. Die meisten von ihnen werden nun eifriger

in ihren Studien und auf ihren Büreaus sein, und eine Beschäftigung vergessen, bei der sie keinen vernünftigen Zwek, und keinen wahren Vortheil hatten. Welche einige Anlagen für die dramatische Dichtkunst haben, mögen nun die guten Muster studieren, mit mehr Ueberlegung arbeiten, ihre Produkte vielleicht auf die übrig gebliebenen Theater bringen, oder sich andern Fächern der Literatur widmen.“

„Wichtiger aber noch, als alle diese Bemerkungen, ist die Frage: war es nüzlich, daß es so viele Theater gab, welche den niedrigern Volksklassen und besonders denen der Handwerksleute bestimmt waren? Oder vielmehr: war es nicht unumgänglich nöthig, diese Orte zu verschliessen, wo das Volk seine Zeit verlohr, und die Früchte seiner Arbeit vergeudete, um abgeschmakte Possen und schmutzige Zweideutigkeiten zu beklatschen? — Es ist nicht schwer, diese Frage zu beantworten, und der Anblik der Gallerien in den noch übrigen Theatern der Boulevards ist wohl hinlänglich, um die Unterdrückung

der Theater aus Rükſichten des Mitleids für eine Wohlthat der Regierung zu halten.“

„Was aber am beſten beweist, daß dieſe Theater hauptſächlich nur von der niedrigſten Klaſſe beſucht wurden, iſt der Umſtand, daß die Haupttheater weit nicht die Folgen von der Unterdrückung derſelben verſpürte, welche man erwartete. Mancher gab zwanzig Sous, um in das Theater der Jeunes Artistes zu gehen, und entzükte ſich durch die Wunder, die der Ochſenfuß (le Pied de Bœuf, ein ſehr beträchtliches Feenſtük) wirkte, ohne daß er ſich zu der nämlichen Ausgabe für den Cinna oder den Miſanthropen entſchloſſen hätte, die ihn natürlich nur gähnen gemacht hätten.“

„Kein Mann von Geſchmak bedauert daher die Unterdrückung eines Dutzends von Theatern. Freilich bewunderte das Volk die Geſchiklichkeit, mit welcher in dem Theater der Jeunes Artistes einige Verwandlungen bewerkſtelligt wurden. Aber dieſe Wunder machten nur dem Schneider Ehre, welcher fünf oder ſechs Kleider über Einen Körper zu machen verſtand u. ſ. w.“

Ich habe mit Vorsaz diese ganze Stelle aus der Gazette de France hergesezt, weil sie eine in der Geschichte des französischen Theaters wirklich merkwürdige Epoche beleuchtet, und dasselbe von einer Seite ansieht, von welcher alle öffentlichen Vergnügungen betrachtet werden sollten. Denn was hilft am Ende alle Bemühung der Regierung für öffentlichen Unterricht und Kunstbildung, wenn es noch solche Freipläze der Unsittlichkeit, des Ungeschmaks und der Erbärmlichkeit giebt? Die Masse des Volks ist einem Kinde ähnlich, das immer haben will, was man ihm nicht gestatten darf; und es giebt in der Erziehungskunst im Großen und im Kleinen kein besseres Mittel, dergleichen Gelüste zu verhüten, als daß man ihm die Gegenstände desselben aus den Augen rükt. Und das hat die französische Regierung gethan, und darin dürfte sie noch manche andere nachahmen!

XIV.

Die große Opera,

oder

l'Académie impériale de Musique.

Amas de pompeuses merveilles — nennt ein französischer Schriftsteller diese Oper; also eine Menge prächtiger Wunder, die sich übrigens recht leicht erklären lassen, wenn man weiß, daß ihre Kasse bei jeder Vorstellung der Vestalie 7—8000 Franks einnimmt, bei der ersten des Triumphs von Trajan sogar 15000 Franks gewann, und die Regierung dennoch jährlich über eine halbe Million zuschießt.

Mit zwo Millionen läßt sich etwas wirken, besonders wenn man so selten Neues giebt, wie hier geschieht, und es mit einem Volk zu thun hat, das lieber sein Mittagessen als das Schauspiel versäumt. In der That wird auch hier vieles geleistet. Ob Alles? — da frage man einen Pariser. Was möglich ist, wird er sagen. — Ich aber behaupte: sehr wenig!

Was hier vorzüglich ist, sind das Orchester, zuweilen die Dekorazionen, immer die Kostüms und das Ballet. Vom Gesang laßt mich schweigen; denn ich bin kein Franzose, und kann ihn also auch nicht loben. Seid zufrieden, wenn ich mich nicht sehr stark gegen ihn auslasse.

Oft sind die Dekorazionen bewundernswerth, manchmal aber auch sehr fehlerhaft. In der Regel schadet ihnen die zu starke Beleuchtung des Hauses, und öfters sündigen sie gegen die Perspektive.

Aber gegen die großen Ballets von Gardel und Milon ist nichts zu sagen. Was das Auge überraschen, das Herz entzücken, die Fantasie hinreissen kann, wird hier in den reitzendsten und wollüstigsten, gemüthlichsten und anmuthigsten Bildern vorgestellt. Zahlreiche Chöre der geübtesten Tänzer schweben wie Genien über den Brettern; der Olymp leert alle seine Götter aus, und die Zauberwelt erfüllt das heilige Haus der schönsten unter allen Künsten der menschlichen Bewegungen. Man muß das große Ballet, Psyche,

gesehen haben, um zu begreifen, was die schönen Künste zu wirken vermögen! Und dennoch hab' ich Duport nicht gesehen. Ich muß aber bekennen, daß mir die Anmuth der Gardel und der Wollusttanz der Chevigny lieber ist als jeder andere Tänzer, wenn er sich auch zehntausendmal hintereinander auf Einem Bein umdrehen kann.

Man hat Recht, über diese Ausartung der ehemaligen hohen Tanzkunst in Künstlichkeit zu klagen. Auch sind dergleichen Solos und Duetts nicht das Angenehmste in den Ballets, weil sie gewöhnlich nichts ausdrücken, wohl aber die Mühe bemerklich machen, mit der man den Beifall eines Volks erringen muß, das sich am wahren Schönen und stillen Großen satt gesehen hat.

Man fängt immer mehr an, die Ballete in die Opern zu verweben, und es gefällt mir sehr wohl, wenn man diese Gattung der Kunst, welche einmal nichts von der Natur borgt als ihre Mittel, so hoch in die Wolken des Wunderbaren hineinhebt, als es geschehen kann, ohne zum Unsinn zu werden. Unter allen schönen Künsten

sind Musik und Tanz am innigsten verschwistert, und darum zeigen sie sich auch am herrlichsten in ihrer Vereinigung, am kühnsten, je inniger sie zusammensinken, am erhabensten, wo sie nur zu Einer Göttin sich vereinigen. Aber man hat vielleicht nicht Unrecht zu fürchten, daß die Ballete nach und nach die Oper selbst verdrängen dürften. Und wenn gleich der Rath, welchen ein Liebhaber Herrn Gardel gegeben hat: rendez les ballets très-longs, et les jupons des danseuses très-courts, nur ein Scherz ist, so liegt doch viel Wahres darin. Unter allen Sinnen ist das Ohr derjenige, der am meisten Ausbildung verlangt, und wenn Nase, Gaumen und Auge gleich recht gut wissen was ihnen behagt, so versteht das Ohr das nicht so schnell, und will oft das Schönste nicht begreifen.

Dieser Winter war sehr glüklich. Er brachte zwo große Opern, welche jene Aufgabe erfüllen, allgemein gefallen haben, und nie genug gegeben werden können. Trajans Triumph wurde noch durch die Vestale übertroffen, und in

lezterer wetteiferten sogar Gardel und Milon durch zwei verschiedene Ballete, von denen Ersterem seins wohl die meisten Gönner haben dürfte. Früher hatte in diesem Jahr das große pantomimische Ballet, Ulysses Rükkehr, sehr wohl gefallen. Psyche wird noch oft des Sonntags gegeben, weil die ersten Stände sich daran gesättigt haben, der Mittelstand und die fleissige Klasse aber gewöhnlich nur Sonntags ins Schauspiel geht, und gesunden Sinn genug hat, des Schönsten nicht sobald satt zu werden.

Ich habe mir vorgenommen, die merkwürdigsten Theatererscheinungen dieses Winters näher aufzuführen. Eh' ich aber zu der Vestale übergehe, kann ich mich nicht enthalten, ein sehr komisches Gedicht von Panard, dem ersten der französischen Chansonniers, herzusetzen, das mir wenigstens neu war, und von dem ich also, nach guter Schriftstellersitte, glaube, daß es auch meinen Lesern neu sein wird.

J'ai vu le Soleil et la Lune,
Qui faisaient des discours en l'air;

J'ai vu le terrible Neptune
Sortir tout frisé de la mer.

J'ai vu l'aimable Cythérée,
Aux doux regards, au teint fleuri,
Dans une machine entourée
D'amours natifs de Chambéri.

J'ai vu le maître du tonnerre,
Attentif au coup de sifflet,
Pour lancer ses feux sur la terre,
Attendre l'ordre d'un valet.

J'ai vu du ténébreux empire
Accourir, avec un pétard,
Cinquante lutins pour détruire
Un palais de papier brouillard.

J'ai vu des dragons fort traitables
Montrer les dents sans offenser ;
J'ai vu des poignards admirables
Tuer les gens sans les blesser.

J'ai vu l'amant d'une bergère,
Lorsqu'elle dormoit dans un bois,
Prescrire aux oiseaux de se taire,
Et lui, chanter à pleine voix.

J'ai vu des guerriers en alarmes,
Les bras croisés et le corps droit,
Crier cent fois : courons aux armes,
Et ne pas bouger de l'endroit.

J'ai vu, ce qu'on ne pourra croire,
Des tritons, animaux marins,
Pour danser, troquer leurs nageoires
Contre une paire d'escarpins.

Dans des chaconnes et gavottes
J'ai vu des fleuves sautillans ;
J'ai vu danser deux matelottes,
Trois jeux, six plaisirs et deux vents.

Dans le char de Monsieur son père,
J'ai vu Phaëton, tout tremblant,
Mettre en cendre la terre entière,
Avec des rayons de fer blanc.

J'ai vu Roland, dans sa colère,
Employer l'effort de son bras
Pour pouvoir arracher de terre
Des arbres, qui n'y tenaient pas.

J'ai vu souvent une furie,
Qui s'humanisait volontiers ;

J'ai vu des faiseurs de magie,
Qui n'étaient pas de grands sorciers.

J'ai vu des ombres très-palpables
Se trémousser aux bords du Styx;
J'ai vu l'enfer et tous les diables
A quinze pieds du paradis.

J'ai vu Diane en exercice,
Courir le cerf avec ardeur;
J'ai vu, derrière la coulisse,
Le gibier courir le chasseur.

XV.

Die große Oper la Vestale, mit ihrer Parodie la Marchande des modes.

Ein junger Römer, Licinius, kehrt von seinen Siegen über die Gallier nach Rom zurük, um die Ehre des Triumphs zu geniessen. Was ihm aber mehr als dieser am Herzen liegt, ist eine Geliebte, welche er bei seiner niedrigen Geburt nur durch große Verdienste erwerben kann. Er findet sie als vestalische Jungfrau demnach auf ewig für ihn verlohren.

Dies ist die Einleitung der Oper des Herrn Jouy's. Licinius hatte bis jezt blos für den Besiz seiner Julia gesiegt. Seine Lage ist also sehr verzweifelt. Julia wurde zum Schleier der Vesta gezwungen, ihre Liebe lodert neben dem heiligen Feuer fort, und die Oberpriesterin wählt sie sogar, um dem Triumphator die Bürgerkrone aufzusetzen. Sie ist also noch übler daran. Sie hat gegen eine heilige Pflicht und gegen ihr Herz

zu kämpfen. Die Kühnheit ihres Geliebten entscheidet sie aber bald für die Liebe; denn während sie ihm die Krone aufsezt, flüstert er ihr zu:

> Ecoute, Julia ... sous ces portiques sombres,
> J'irai cette nuit même ... à la faveur des ombres,
> T'arracher ... *)

Die Krieger waren also damals nicht minder rasch in ihren Unternehmungen gegen das schöne Geschlecht, als heutzutage! Denn diese wenigen Worte machen sie alle Vorstellungen der Gefahr vergessen. Vergebens hat kurz zuvor die Oberpriesterin gesungen:

> L'amour est un monstre barbare,
> Perfide ennemi de Vesta;
> C'est dans les gouffres du Ténare
> Que Tisiphone l'enfanta:
> Par lui, de malheurs et de crimes
> Ce monde impie est inondé;

*) „Höre, Julia ... unter diesen finstern Hallen — werd' ich diese Nacht wandeln — von den Schatten begünstigt, dich entführen."

Sur des tombeaux, sur des abymes
Son trône sanglant est fondé *).

Sie singt tauben Ohren. Julia weiß recht gut, was an Amor ist. Sie bittet zwar, sie bei der Ceremonie zu Hause zu lassen. Wenn sie aber die Oberpriesterin selbst ins Verderben stürzen will, und sie zwingt, sich mit ihrem Geliebten in so nahe Berührung zu setzen, nun so soll dann geschehen, was da mag! Der Triumphzug kommt also, man singt und tanzt, und Licinius findet Gelegenheit, seiner Geliebten obige Worte zuzuflüstern.

Der zweite Akt spielt ganz im Tempel der Vesta. Er eröfnet sich mit einer Abendhymne der Vestalinnen, welche kurz und gut ist. Die Oberpriesterin empfiehlt Julien die Sorge für

*) „Amor ist ein grausames Ungeheuer, Vesta's arglistiger Feind. In des Tänare's Schlünden hat ihn Tisiphone ausgehekt. Durch ihn ist diese gottlose Welt durch Unglük und Verbrechen beflekt; auf Gräbern und Abgründen ist sein blutiger Thron gestüzt u. s. w.“

das heilige Feuer, bei welchem sie diese Nacht wachen soll, und läßt sie allein. Noch möchte sie gerne widerstehen, wenn sie's vermöchte. Sie fleht zu Vesta'n:

Toi que j'implore avec effroi,
Redoutable déesse,
Que ta malheureuse prêtresse
Optienne grace devant toi!
Tu vois mes mortelles alarmes,
Mon trouble, mes combats, mes remords, ma douleur,
Laisse-toi fléchir par mes larmes,
Etouffe ma funeste ardeur.
Sur cet autel sacré, que ma prière assiège,
Je porte en frémissant une main sacrilège.
Mon aspect odieux
Fait palir la flamme immortelle:
Vesta ne reçoit point mes voeux,
Et je sens, que son bras me répousse loin d'elle.
Eh bien, fils de Vénus, tu le veux, je me rends!
Où vais-je? o ciel! quel délire
S'est emparé de mes sens! ...
Un pouvoir invincible à ma perte conspire;

Il m'entraîne, il me presse .... Arrête, il
en est temps,
La mort est sous tes pas, la foudre sur ta
tête *).

Wenn ein Mädchen einmal so fest überzeugt ist, daß der Himmel es mit aller Gewalt ins Verderben stürzen will, so widersteht es freilich nicht mehr.

*) „Du, die ich mit Schrecken anflehe, furchtbare Göttin, laß deine unglükliche Priesterin Gnade vor dir finden. Du siehst meine Angst, meine Verwirrung, meinen Streit, meine Gewissensbisse, meinen Schmerz, laß dich durch meine Thränen erweichen; erstike meine unselige Flamme. Zitternd naht meine ruchlose Hand diesem heiligen Altar, vor dem ich betend liege. Meine Nähe macht die unsterbliche Flamme selbst erbleichen. Vesta hört mein Flehen nicht; ich fühle, daß mich ihr Arm zurükstoßt. Nun denn, Sohn der Venus, du willst es, ich folge! Wohin geh' ich, Himmel! Welch eine Verwirrung bemächtigt sich meiner Sinne! Eine unwiderstehliche Macht hat sich zu meinem Verderben verschworen, sie zieht mich hinein, unterdrükt mich ... Halt, es ist Zeit, der Tod ist unter deinen Füßen, der Bliz zükt über deinem Haupte."

Le sort en est jeté, ma carrière est remplie :
Viens mortel adoré, je te donne ma vie *).

Und der angebetete Sterbliche erscheint in diesem Augenblik. Freude, Entzücken, Wahnsinn, wie in solchen Augenblicken auf dem Theater, und im Leben, Streit der Großmuth und Bereitwilligkeit zu jedem Opfer. Ueberall wäre das verzeilich gewesen; aber in Vesta's Tempel nicht. Doch das fällt ihnen nicht ein. Sie treten sogar vor das heilige Feuer, um sich da ewige Liebe zu schwören.

L'amour qui brûle dans notre âme
Ne sauroit être criminel ;
Nous avons épuré sa flamme,
En l'allumant sur ton autel **) ;

singen sie mit der, den Liebenden eigenen Gewandtheit, ihre Vergehen zu entschuldigen.

*) „Das Schiksal hat entschieden, meine Laufbahn ist vollendet! Komm, angebeteter Sterblicher, ich gebe dir mein Leben."

**) „Die Liebe, welche in unsern Herzen brennt, kann kein Verbrechen sein. Indem wir sie auf deinem Altar anzündeten, haben wir ihre Flamme gereinigt."

Sur cet autel sacré viens recevoir ma foi! *)

rufen sie, und in dem Augenblik erlischt das heilige Feuer. Licinius Freund, Cinna, stürzt herein, sie von der Gefahr zu unterrichten. Wären sie nun gleich geflohen, so hätten sie sich in Sicherheit gesezt. So streiten sie sich aber lange herum, daß der Pontifex maximus und die Vestalinnen samt und sonders Zeit haben, herbeyzukommen, und eine, für die Zuschauer schöne, aber für Julia sehr unangenehme Ueberraschungsscene zu bilden.

Licinius hat sich unsichtbar gemacht. Julia soll den verwegenen Tempelräuber nennen. Nein, sie will lieber sterben. Man bedekt sie also wirklich mit einem schwarzen Schleier, und führt sie weg.

Damit endigt der zweite Akt auf eine Weise, welche die Erwartung sehr spannt. Bekanntlich waren die Geseze in solchen Fällen äusserst streng,

*) „Nimm mein Wort über diesem heiligen Altare.“

und wurde jede Vestalin, welche das Unglük hatte, in einer Verletzung ihres Keuschheitsgelübdes entdekt zu werden, mit dem Tode bestraft. Wie also zu helfen? Entweder durch einen einmüthigen Beschluß des Senats und Volks eine Ausnahme von den heiligen Gesetzen zu machen, und zu paaren was sich liebt. Aber solch ein kühner Schritt hätte Rom den Zorn der Unsterblichen zuziehen können! Oder ein Wunder geschehen zu lassen? Aber das Lösen tragischer Knoten durch Wunder ist eine zu große poetische Licenz! Indeß, wo die Geschichte selbst sie erzählt, wie bei Gelegenheit einer andern Vestalin, die ihre Unschuld dadurch bewies, daß sie Wasser in einen Sieb faßte, darf die Dichtkunst ihr wohl nachreden. Dies wäre ungefähr ein Mittel gewesen, um zu helfen; aber es hätte keinen so großen Coup d'oeil gestattet, und um diese ist es der Oper mehr zu thun, als um Wahrheit. Die Vestalin darf einmal nicht lebendig begraben werden; wir wollen sehen wie sie gerettet wird.

Der dritte Akt beginnt auf dem sceleratus.

ager, in welchem die gefallenen Vestalinnen begraben wurden. Man sieht sogar einige Grabhügel solcher Unglüklichen, und würde nichts Gutes ahnen, wenn man nicht wüßte, daß alles nur in der Oper vorgeht. Licinius ist entschlossen Gewalt zu brauchen, Cinna schwört ihm beizustehen. Umsonst suchen sie erst den Pontifex maximus zur Schonung zu überreden. —

Julia doit mourir! *)

sagt er, und Licinius versichert ihn, daß sie nicht sterben werde.

Licinius.

Connais-moi tout entier, connais mon seul espoir.
Je suis son amant, son complice;
Et je dois l'arracher ou la suivre au supplice.

Pontifex maximus.

Tu périras sans la sauver:
Contre un pouvoir divin que tu prétends braver,

*) „Julia muß sterben."

Ta gloire est une arme frivole.
La roche Tarpejenne est près du Capitole *).

Man macht sich also darauf gefaßt, eine Scene wie in den Kreuzfahrern zu sehen. Der Todeszug erscheint, die Chöre singen Warnungen vor dem Verbrechen, Julia ist standhaft, das Grab wird bereitet, sie steht schon auf der Todestreppe — Da stürzt Licinius mit seinen Kriegern vom Quirinal herab, betheuert, daß er allein alle Schuld hat, und will sich in sein Schwerdt stürzen. Das Grab wird geschlossen; Licinius ruft zum Gefechte. Der Ausgang ist noch ungewiß, und vielleicht hätte Julia nie das Tageslicht wieder gesehen, wenn nicht plözlich der Himmel sich verfinstert, Blitze gezukt, Donner erschallt,

*) „Lerne mich ganz kennen, lerne meine einzige Hoffnung kennen! Ich bin ihr Geliebter, ihr Mitschuldiger, und ich muß sie entweder vom Tode retten, oder ihn mit ihr theilen. — Du wirst sterben, ohne sie zu retten; gegen göttliche Macht, der du trotzen willst, ist dein Ruhm eine stumpfe Waffe. Der tarpeische Fels ist neben dem Capitol.“

und das Feuer der Vesta sich von selbst entzündet hätte.

Soldats, peuple, arrêtez!
Quel ravissant spectacle!
Le ciel, par un miracle,
Manifeste ses volontés! *)

ruft der Pontifex aus. Julia kommt hervor, sinkt Licinius in die Arme — und wer erräth nun nicht das übrige?

Ich habe mich nicht ganz kurz gefaßt, wie man sieht. Allein die Erscheinung einer Oper, wie diese, ist in Frankreich in poetischer Hinsicht eine Seltenheit. Wenn man die schönen Verse lobt, so dürfen wir es glauben; denn so was lassen die Franzosen nie ungerügt. Ueber den Plan mag jeder urtheilen. Er ist gut durchgeführt, alles entwickelt sich gehörig auseinander, und gegen das Wunder ist nichts einzuwenden, weil ohne dasselbe das Stük nicht hätte endigen kön=

*) „Soldaten, Volk, haltet ein! Welch hinreissendes Schauspiel! Der Himmel thut durch ein Wunder seinen Willen kund.“

nen, und in dieser poetischen Gattung Wunder möglich sind, so bald sie selbst möglich ist.

Daß das Sujet nicht historisch ist, sieht man dieser Opera wohl an. Die Veranlassung dazu hat Winkelmann in den monumenti inediti gegeben. Unter den Consuln Q. Fabius und Servilius Cornelius verliebte sich die Vestalin Gorgia in den Sabiner Licinius, ließ ihn in den Tempel der Vesta ein, ward entdeckt, und lebendig begraben, nachdem sich ihr Geliebter, um der Strafe zu entgehen, selbst entleibt hatte.

Solch eine Thatsache kann wohl Veranlassung, aber kein Sujet zu einer Oper geben. Wer würde auch nur den Namen Gorgia singen können? Wer möchte vollends unbarmherzig genug sein, ein armes Mädchen für solch einen natürlichen Fehltritt lebendig begraben zu wollen? So was kann man im Leben, aber nicht auf dem Theater thun, und Gott sei Dank, zeigt uns das Theater noch manchmal, was wir nie im Leben zu sehen bekommen. Bleibt die Vestale lebend, so ist es billig, daß auch ihr Ge-

liebter nicht zum Aeusserſten getrieben wird, und da nun einmal die Römer bei ihren Veſtalen keinen Scherz verſtanden, ſo muß ein Gott helfen.

Ich geſtehe es, daß mir keine Oper noch leicht einen ſo ſchönen Genuß gewährt hat, wie dieſe. Die Muſik iſt im Ganzen vortreflich, zuweilen genialiſch, und nur manchmal ein wenig dem franzöſiſchen Geſchmak durch Mahlerei und Verlegung des Arienkarakters angepäßt. Wenn aber alles hätte vollkommen ſein ſollen, ſo mußte ein zweites Wunder geſchehen, und das unterließ der Himmel aus guten Gründen. Lainez, als Licinius, Lais, als Cinna, und Mad. Maillard, als Oberprieſterin, ſangen daher franzöſiſch, daß es einem Nicht-Franzoſen oft übel zu Muth wurde. Mad. Branchu, als Julia, hingegen ſang vortreflich, ohne Ziererei, ohne Streben nach Effekt, ganz im Karakter der unglüklichen Veſtale, rührend, daß man mit ihr weinen mochte, ſchön und wahr, wie es nur immer geſchehen kann. Ihrem Geſang angemeſſen war ihr Spiel, ihre

ganze Haltung, ihre Mimik — kurz es war alles bei ihr so, daß auch der Feind der unnatürlichen Operuwelt sich mit ihr versöhnen mußte.

Spontini, welcher in Diensten der Kaiserin ist, hat dieses Werk komponirt. Ich bin nicht musikverständig genug, um ihn gründlich zu loben. Aber wie rührend einfach, wie religiös ernst, wie weiblich sanft waren die Chöre der Vestalen! Wie erhaben die Gegensätze in den Wechselchören der Krieger und der Frauen! Mich ergriffen die Chöre am meisten; aber ich will darum die schönen Morgen- und Abendhymnen, das Gebet an Vesta im zweiten Akt, und das Quatuor zwischen dem Pontifex, der Obervestalin, Julia und Cinna, nicht zu loben vergessen. O wenn alles gesungen worden wäre, wie Madame Branchu ihre Rolle sang!

Gegen die Dekorazionen aber ist manches einzuwenden. Sie waren völlig fehlerhaft in der Perspektive, wie z. B. der Vestatempel, welcher eine Rotunde vorstellte, deren Hintergrundsäulen sich auf beiden Seiten nicht verkürzten. Zu schnell

verlosch auch das heilige Feuer im zweiten Akt; aber die Wolken und das Gewitter des dritten waren desto wahrer. Nur die zu starke Beleuchtung des Hauses schadete ein wenig, vermehrte aber dafür in den Zwischenakten den Genuß der Zuschauer.

Der erste und dritte Akt endigten sich mit Ballets. Wahrlich, wer das Größte in diesem Fach sehen will, muß hieher kommen. An kleinen Verstößen gegen Zeit und Ort darf man sich nicht ärgern; denn wenn die Mänaden vor den Vestalen tanzten, so war das unwahrscheinlich, aber schön. Diese an der Zahl acht tanzten mit den Tamburins in den Händen, und die ersten unter ihnen, Madame Gardel und Madame Chevigny, waren unbeschreiblich reizend. Jene durch kunstvolle Bewegungen süsser Anmuth; diese voll wollüstigen Ausdruks des kühnsten Vergnügens, Windungen wilder Lust, und hinreissend verführend zu Sinnenüberguß und bacchischer Schwärmerei. Und dann wieder in die lieblichen Kinderkreise, die herrlichen Gruppen in den schönsten

Kostüms, tanzend oder ruhend an den Seiten und im Hintergrund — es ist der köstlichste Sinnenreiz, den die Fantasie erschaffen, und die menschliche Kunst auszuführen vermag!

* * *

Wenn etwas in Paris großes Aufsehn gemacht hat, so muß es auf dem Vaudeville vorkommen, wenn es anders möglich ist. Hier also wird die Vestale travestiert, wie Aeneas bei Blumauer, und es entsteht dadurch wieder eine eigene poetische Gattung, welche ein französischer Schriftsteller l'enfant gâté de la plus aimable des nations nennt, und die ich wenigstens nicht verdammen möchte, weil ich denke wie Voltaire: tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. Insofern ist also die Travestierung einer beliebten ernsthaften Oper etwas, das gar nicht in dieser Stadt auffällt, und sich nur dadurch merkwürdig machen kann, daß es die beiden Erfordernisse des Vaudeville, malice et gaité, erfüllt.

Mit der Lustigkeit desselben ist natürlich jedermann zufrieden, mit der Bosheit aber gewöhnlich nur der nicht, den sie trift. Racine nahm die Parodie seiner Berenice sehr übel auf, La Motte ärgerte sich höchlichst über die Wiedererscheinung seiner Agnes von Castro als Agnes von Chaillot, und Voltaire sogar vergaß sich so weit, sich bei der Königin zu beklagen, als man seine Semiramis mit einer Travestazion bedrohte.

Es kommt mir überhaupt lächerlich vor, so was ernsthaft zu nehmen, und es macht bei mir keinen andern Eindruk, wenn die Schriftsteller hinterherkommen, und für etwas, das die unbefangenste Fröhlichkeit und der ungezügelte Muthwillen erfunden hat, noch moralische Zwecke angeben wollen. So läßt sich ein Kritiker dieser Tage beigehen zu sagen: „Die Parodie ist für glükliche Schriftsteller, was die Spöttereien ihrer Soldaten für die römischen Triumphatoren war. Sie mäßigt die Trunkenheit des Erfolgs, zerstreut den Rauch des Hochmuths,

und mahnt den beklatschten Dichter daran, daß er, wenn er auch gleich eine Opera oder ein Trauerspiel gemacht hat, die gefallen, doch noch ein Mensch ist. Auch das Publikum kommt dadurch, daß man die lächerliche Seite der Gegenstände seiner Bewunderung aufdekt, von seinem Eigensinn zurük, mildert seinen Enthusiasmus, welcher, wenn er übertrieben ist, jederzeit den Wissenschaften schadet und die Schriftsteller verderbt. Kurz, eine gute Parodie ist eine vortrefliche Kritik, eine Kritik in Handlung, die die Fehler weit besser aufdekt, als alle gelehrten Abhandlungen.“ Aber welcher Schriftsteller möchte wohl in einer Parodie seine Fehler erkennen? Und kann man nicht auch das Fehlerloseste, das Ernsteste und Heiligste parodieren? Wird das Publikum darum, daß es in der Modehändlerin gelacht hat, die Vestalin weniger bemitleiden?

Ich, für meine Person, mag Parodien so wenig leiden als Karrikaturen, und bin fest überzeugt, daß sie nie nützlich, aber wohl schädlich werden können. Da sie aber einmal da sind, so sind sie mir merkwürdig, und da sie lustig sind, so lache ich auch darüber wie jeder andere.

In sofern, als es Schriftsteller giebt, die einen Scherz der Art ernsthaft nehmen, ist es erfreulich, einen zu finden, welcher in diesem Punkt vernünftig ist. Und dies ist Herr Jouy, der, nachdem er seine Vestale gedichtet hatte, auch die Parodie davon selbst machte, und in der Marchande des modes eines der lustigsten Vaudeville's aufgestellt hat. Niemand hätte sein ernsthaftes Gedicht boshafter behandeln können, als er selbst gethan hat. Seine Römerin, Julia, wird zu einer Julie, die im Laden einer Puzhändlerin arbeitet; sein Triumphator Licinius zu einem Husarenkadetten, Cinna zu dessen Bruder, dem Trompeter Fanfare, die Oberpriesterin zur Madame Etoffé, die Vestalinnen überhaupt werden zu lustigen Mädchen, und römisches Volk

und Senat sind hier ächte Pariser. Wie Julia, statt das heilige Feuer zu unterhalten, an ihren Geliebten denkt, so denkt Julie, statt eine bestellte Arbeit zu vollenden, an ihren Husaren; und wie die Oberpriesterin zu frommem Eifer mahnt und vor Amorn warnt, so warnt Madame Etoffé vor Müßiggang, und mahnt zur Stille. Statt heiliger Hymnen singen die modernen Vestalinnen fröhliche Liedchens; statt das heilige Feuer zu unterhalten, und den Licinius um Mitternacht im Tempel der Vesta zu erwarten, sizt Julie hier in der Bude, um noch eine dringende Arbeit fertig zu machen, und auf ihren Husaren zu warten. Man sieht, alles geht Schritt vor Schritt neben einander, selbst eine unbehülfliche Bewegung des lüsternen Soldaten stürzt die Lampe um, und Vesta's Feuer erlischt in der Bude einer Puzhändlerin, wo es nie gebrannt hat. Auch entsteht Lärmen, wie in Rom; die moderne Julia wird zwar nicht lebendig begraben, aber doch bei Wasser und Brod auf den Boden gesperrt, und nur durch ein halbes Wunder befreit,

nicht durch ein ganzes, weil diese in neuerer Zeit bekanntlich ja auch nicht mehr geschehen.

Die Vergleichung einzelner Scenen und Reden ist noch komischer als jene Kontraste. Wenn die Römerin Julia z. B. der Oberpriesterin, welche ihr von ihrem Mangel an Eifer für den Dienst der Vesta spricht, antwortet:

Qu'exigez-vous de moi? Victime infortunée
Par la force enchaînée,
J'obéis à vos lois en pleurant mon sort *);

so antwortet die Pariserin auf die Ermahnungen zum Fleiß und zur Lust an ihrem Handwerk der Madame Etoffé:

Eh bien, ma marraine, renvoyez moi. Vous le voyez bien, je n'ai pas la moindre vocation pour votre état.
Victime infortunée,
Par la force enchaînée
J'obéis à mon sort, mais c'est en enrageant **).

*) „Was foderst du von mir? Ein unglückliches Schlachtopfer, durch Gewalt gefesselt, gehorch' ich deinen Gesetzen, indem ich mein Schicksal beweine."

**) „Nun, Pathin, so schicken Sie mich meinen

Umsonst stellt die Oberpriesterin der Vestalin die Vorzüge ihres Standes vor:

Sur la terre en est-il de plus digne d'envie?
C'est à nous que Rome confie
Du saint Palladium le précieux trésor.
Les respects, les honneurs enchantent notre vie *).

Umsonst rühmt Madame Etoffé:

Et quel plus bel état voulez-vous avoir?
La laide vous doit la beauté,
La vieille vous doit sa jeunesse,
La prude son air de bonté,
La sotte son air de finesse.
Est-il un empire plus doux,

Eltern wieder heim. Sie sehen wohl, daß ich nicht den geringsten Beruf zu ihrem Gewerb habe. Ein unglükliches Schlachtopfer, durch Gewalt gefesselt, gehorch' ich zwar meinem Schiksal; aber ich ärgere mich recht darüber."

*) „Giebt es einen beneidungswürdigern Stand als den unsrigen? Uns vertraut Rom den kostbaren Schaz des Palladiums. Allgemeine Ehrfurcht und Ehre, die wir geniessen, bezaubern unser Leben."

Un pouvoir plus grand que le vôtre?
Le beau sexe est à vos genoux.

Julie antwortet:

J'aimerois bien y voir l'autre *).

Und die Römerin seufzt nur ein Hélas! das natürlich dasselbe sagt, was die freimüthige Pariserin nicht verschwiegen hat.

So geht die Vergleichung völlig durch, und das Ganze ist mit vielen Zügen von Wiz und Satyre durchwebt, wobei die Oper der Vestalin selbst am wenigsten geschont ist. Die Puzmacherin möchte z. B. eine parure à la Vestale erfinden. „Ich habe auch schon daran gedacht, sagt Herr Crepanville, aber es geht nicht.“

*) „Und welchen schönern Stand könntest du haben? Die Häßliche verdankt dir ihre Schönheit, die Alte ihre Jugend, die Spröde ihr Aussehen von Gutmüthigkeit, die Einfältige ihr Ansehen von Feinheit Giebt es eine süssere Herrschaft, eine größere Gewalt als die deine? Das schöne Geschlecht liegt zu deinen Füssen. — Ich wollte lieber das stärkere zu meinen Füssen sehn.“

Pour rajeunir une parure antique,
Il faut les moeurs du temps qui l'enfenta.
Mais où trouver le modèle pudique
Des chastes filles de Vesta?
Grace aux Romains, grace à leurs lois
brutales,
Ces trésors pour nous sont perdus:
Ils ont si bien enterré les Vestales,
Qu'on n'en déterre plus *).

Und über die Oper drükt er sich so aus:

Froid sujet, sans art, sans grace;
Froid amour et froide audace;
Enfin, un monceau de glace,
Bâti sur un peu de feu.
Une soi-disant Vestale,
Soupirant en a-mi-la,
En plein forme nous étale

*) „Um eine antike Parure zu verjüngen, sind die Sitten der Zeit, die sie erfunden hat, nöthig. Aber wo das schamhafte Muster der keuschen Töchter Vesta's finden? Dank sei es den Römern, Dank ihren grausamen Gesetzen, diese Schätze sind für uns verlohren! Sie haben ihre Vestalen so gut eingescharrt, daß man keine mehr aus der Erde bringen kann."

Ses ardeurs et cétéra.
Puis vient un fils de Bellone:
La pouponne le couronne;
Puis un ami le sermonne,
Et ne fait rien, que cela.
Un caveau,
Du pain et de l'eau,
Eclairs et brouillards,
Quatre ou cinq pétards:
Un chiffon brûlant,
Un peuple hurlant,
Et puis, tout en haut,
Vesta montrant son réchaud *).

*) „Ein kaltes Sujet, ohne Kunst, ohne Anmuth! Kalte Liebe, kalte Kühnheit! Kurz, wie Haufen Eis auf ein wenig Feuer gebaut. Eine weiland Vestalin seufzt in a-mi-la, und eröfnet uns in aller Form ihre Flammen ectrra. Dann kommt ein Soldat, das Püppchen krönt ihn; dann kanzelt ihn ein Freund ab, und läßt es dabei bewenden. Ein Loch in der Erde, Wasser und Brod, Blitze und Nebel, vier oder fünf Schwärmer, ein brennender Lumpen, eine Masse Volks das heult, und dann hoch oben Vesta, welche ihre Kohlenpfanne zeigt."

Solcher witzigen Couplets sind eine Menge in diesem Vaudeville, welche auf das lächerlichste gegen den Ernst der Opera abstechen. Aber man wird über Spässe am leichtesten langweilig. Vielleicht bin ich es schon geworden. Meinetwegen! die Couplet, die den Prolog und den Epilog ausmachen, laß ich darum nicht weg.

Prolog.

Vous avez soutenu l'honneur
D'une Vestale infortunée;
Ah! protégez dans son malheur
La cadette ainsi que l'aînée.
Si vous ordonniez son trépas,
On dirait — voyez quel scandale!
Au Vaudeville on ne veut pas
Garder une Vestale *).

*) „Ihr habt die Ehre einer unglüklichen Vestalin gerettet. Ach beschüzt auch die jüngere Schwester in ihrem Unglük, wie die ältere. Verdammet ihr sie zum Tode, so würde jedermann sagen — und das wäre doch eine Schande — im Vaudeville wollen sie keine Vestalin haben."

Epilog.

De cette bagatelle
Que vous daignez accueillir;
L'auteur que l'on appelle,
N'a pas droit de s'applaudir.
Vous voulez qu'on le signale;
Dans ce cas on vous dira,
C'est l'auteur de la Vestale
De l'opéra *).

Ich habe mich über diese beiden Arbeiten weiter ausgedehnt, weil sie wirklich in ihrer Gattung sehr vorzüglich sind, und dies bei zwei so verschiedenen Arbeiten selten der Fall ist. Beide waren die Hauptgegenstände der theatralischen Unterhaltung dieses Winters.

*) „Der Verfasser, dessen Namen ihr wissen wollt, hat gar keine Ursache, über diese Kleinigkeit, die ihr mit Güte aufgenommen habt, sich zu freuen. Ihr wollt ihn aber wissen, nun denn: es ist der Verfasser der Vestalin der Opera."

XVI.

Das Théatre français.

Dies ist das eigentliche Nazionaltheater, vorzugsweise darum das französische Theater genannt, ob es gleich auf den andern Theatern weit französischer zugeht, als auf diesem. Es ist das Theater, welches, wie die Franzosen wähnen, das Muster aller Nazionen, der Gegenstand der Bewunderung und des Neids aller Völker ist.

Wir werden uns wohl nie über diesen Punkt mit den Franzosen verstehen lernen, und es kann uns auch ganz gleichgültig sein, wenn sie es nach ihrer eigenen Weise treiben. Nur kommt es mir oft sehr lächerlich vor, daß sie sich so häufig auf Garriks Urtheile berufen, der doch ihr Theater gewiß nicht in ihrem Sinn vortreflich finden konnte.

So billig sind indeß die meisten Franzosen, einzugestehen, daß dieses Theater nicht mehr das

ist, was es war. Aber der Grund, den man gewöhnlich anführt, ist sonderbar. Die guten Tradizionen sind verlohren gegangen, sagen sie. Unsere meisten Schauspieler haben Lecain, Baron, Preville, die Dusmenil u. s. w. nicht mehr gesehen; wie kann man erwarten, daß sie sich dem hohen Styl, welcher das Werk ganzer Jahrhunderte und der Arbeit der ausgezeichnetsten Talente war, nähern sollen, wenn sie das nie selbst erblikt haben?

Die dramatische Kunst ist also bei ihnen eine Ueberlieferung, ein von Vater zum Sohn und Enkel fortgeerbter Schaz, der verlohren gegangen ist. Es ist wahr, gute Muster gehen über Alles, und wer nie das Vortrefliche gesehen hat, wird es selten selbst hervorbringen. Ob aber dieser Saz gerade in der dramatischen Kunst die bestimmteste Anwendung erlaubt, darüber ließe sich doch wohl noch streiten. Das Buch des Lebens ist die Schule des Schauspielers, nicht die Sammlung der Tradizion. Die größten Männer in diesem Fach haben sich, wie Cometen,

plözlich erhoben, und waren nie das Werk eines langwierigen Aufsteigens ihrer Kunst und ihres eigenen Talents. Wenn sie daher jezt nicht haben, was sie vielleicht nie besaßen, so beweist dies nur, daß eine Nazion, die sich immer so rein und eigen zu geben gewohnt ist, nie im Fache der darstellenden Kunst Vielseitigkeit, ich will nicht sagen Allseitigkeit, erlangen kann.

Wer daher Karakter genug hatte, eine eigene Meinung zu hegen, und Muth besaß sie zu äussern, der wird wohl immer darüber geurtheilt haben, wie man heutzutage noch immer urtheilen darf: Die Franzosen haben eine eigene dramatische Manier, aber keine dramatische Kunst; oder wenn man deutlicher will, sie haben viele dramatische Künstlichkeit, aber keine dramatische Kunst.

Garrik urtheilte einst von der Clairon, sie sei zu viel Schauspielerin. Das mußte nun in jedes Franzosen Ohren ein abgeschmaktes Urtheil sein; und wenn ich sage, ihre Kunst ist zu viel Kunst,

so wird er das noch abgeschmakter finden. Daran liegt mir aber gar nichts, und ist es mir darum nicht minder ernst, wenn ich das behaupte.

Dies ist indeß darum nichts Geringes, und nur eine Nazion von so vielen Vorzügen war im Stande, diese Afterkunst auf einen so hohen Punkt zu erheben. Wenn sie einmal davon herabsank, so weiß man, wie es bei dergleichen Fällen immer in Literatur und Kunst geht. Man ersteigt den Gipfel so leicht nicht wieder, von welchem man heruntergestürzt ist.

Offenbar hat die Revoluzion viel hierin gewirkt, und mußte die Feinheit der Sitten und die Zartheit des Geschmaks, so wie sie untergiengen, auch sehr unangenehm auf der Bühne nachgefühlt werden. Das heftige Spiel der Leidenschaften brachte eine Zeitlang andere Unterhaltungen hervor. Die Gewohnheit an gewaltsame Spannungen im Leben verlangte diese auch von der Kunst, und die alte gerundete, abgefeilte Darstellung gewählter Scenen und sogar abgezirkelter Leidenschaften konnte nicht mehr gefallen.

Das französische Theater ist daher heutzutage nicht mehr das besuchteste. Man geht zuweilen hinein, weil es zum Beweise guten Geschmaks gehört, gesteht es sich selten und andern nie ein, daß man schläfrig darin geworden ist, und zählt es unter die Besuche, die man einmal aus Convenienz zu machen hat, so schwer man auch daran kommt.

Diese Stimmung mußte am Ende natürlich doch ein freieres Urtheil herbeiführen. Ein richtiges darum nicht gerade; denn man sucht im Theater die Schuld, welche man selbst trägt, und wirft den Schauspielern vor, daß sie nicht mehr was ihre Vorfahren seien, unerachtet man am Ende nur wohl selbst anders geworden ist.

An diesen Vorwurf reihen sich dann noch manche andere. Der hauptsächlichste ist der, daß die Schauspieler vom Theater français beinahe sämtlich altern, und keine jüngere Subjekte da sind, um sie würdig zu ersetzen. Es ist einer der allerschlimmsten Vorwürfe, einem sein Alter vorzuwerfen. Was kann man anders machen, als

entweder zu sagen: da kann ich nicht helfen; oder: sein Alter zu läugnen und jünger scheinen zu wollen. Was ist aber lächerlicher als das? Wenn man der Truppe vom Theater français einmal so kommt, so ist sie verlohren.

Während meines hiesigen Aufenthalts habe ich aber eine Menge Debüts gesehen. Keiner aber befriedigte; und warum? — Weil man an einen jungen Schauspieler, an einen Anfänger, mit Billigkeit nicht das Vollendete fodern darf. Diese Kunstjünger haben daher immer derbe Lectionen von dem Publikum, und noch stärkere von den Kritikern erhalten. Und auf solche Erfahrungen, — wahrlich da gehört guter Muth dazu, um die Hoffnung nicht aufzugeben. Glüklicher Weise ist jeder eben so aufgelegt, gegen sich nachsichtig zu sein, als es andere zur Ungerechtigkeit gegen ihren Nächsten sind, und meint darum immer jeder, daß er es besser machen wolle.

Mag ich irgendwo übrigens Strenge leiden, so ist es hier. So mancher nimmt eine kleine Fertigkeit für ein groſses Talent, entsagt einer

Laufbahn, auf der er ein brauchbarer Bürger hätte werden können, nur um ein mittelmäßiger Künstler zu werden. Aber wenn überall die Mittelmäßigkeit erträglich ist, so ist sie es darum in den schönen Künsten nicht. Wer in diesen nicht sehr viel leistet, der hat sehr wenig gethan.

Die Aufmerksamkeit und Strenge, mit der die französische Nazion ihr Theater behandelt, gehört zum Eigenthümlichen derselben, und es ist daher schon der Mühe werth, zu hören, wie die Sprecher des Volks den ersten öffentlichen Versuch eines jungen Schauspielers aufnehmen. Die Stelle, welche ich anführen will, eifert zugleich gegen eine Täuschung, der junge Leute in Deutschland so gut als in Frankreich ausgesezt sind, und die dort schon eben so viele zu Grunde gerichtet hat als hier.

„Es ist ein großer Unterschied, sagt Rousseau, zwischen der Liebhaberei an einem Geschäft, und zwischen der Anlage dazu. Er führt als Beispiel einen Bedienten an, der, weil er seinen

Herrn zeichnen und mahlen sah, sich in den Kopf sezte, daß er auch ein Zeichner und Mahler sei. Nach langer Arbeit, nach Wundern von Geduld und Anstrengung brachte es der arme Mensch freilich dahin, daß er von seinem Pinsel leben konnte. Man schäzte ihn wegen sonstiger guter Eigenschaften; aber er konnte doch nie mehr als Zimmer ausmahlen."

„In einer andern Stelle citiert der Bürger von Genf seine eigene Person. Er hatte die größte Freude am Zeichnen, er legte sich mit dem größten Eifer darauf, und blieb doch immer unter dem Mittelmäßigen. Man muß also Leidenschaft ja nicht mit Talent verwechseln. Wir sehen das auffallendste Beispiel davon an der Legion von Reimern, welche man unglükliche Liebhaber der Musen nennen könnte, weil diese ihnen nie ein gutes Gesicht machen. Sie arbeiten sich über dem Versemachen ab, daß es ein Jammer ist; aber die, welche sie loben, spotten ihrer nur, und sie opfern Glük und Ruhe dem unglüklichen Vergnügen auf, sich lächerlich zu machen."

„Es ist mit der Schauspielkunst wie mit der Poesie. Man kann leidenschaftlich dafür sein, ohne darum Anlage zu besitzen, je etwas darin zu leisten. Viele junge Leute fassen Neigung zum Theater, besonders wenn sie in eine Schauspielerin verliebt sind. Aber dieser Enthusiasmus ist nicht der Antrieb des wahren Genies. Er ist eine bloße Verirrung der Einbildungskraft, eine Thorheit der Unerfahrenheit und des Jugendfeuers. Wenn man einst einen Kaiser, einen Herrn der Welt, Schauspieler, und einen andern Gladiator werden sah, darf man sich wundern, wenn die Lust, aufs Theater zu gehen, einen jungen Menschen ergreift, welcher eine Freude daran hat, Verse zu deklamiren, und wenn er aus seiner Liebhaberei ein Handwerk machen will? Weil er sich damit unterhält, meint er schon, könne er auch andere unterhalten — falscher, aber der Eigenliebe so natürlicher Schluß!“

„Das Schauspiel ist eine der größten Vergnügungen der Gesellschaft, und man wähnt, daß es ein noch weit größeres Vergnügen sein

müsse, selbst mitzuspielen, als zuzusehen; denn es ist ja sogar erfreulich, andern Freude zu machen. Mit dieser Idee muß man das Handwerk des Schauspielers für das allerangenehmste halten, weil es keine andere Arbeit kostet, als blos eine angenehme Beschäftigung. Das ist die Täuschung, welche so viele junge Leute, die der Gesellschaft auf eine andere Art nützlich werden könnten, aufs Theater zieht. Sie sehen nur Blumen, wo so viele Damen sind; aber fühlen es freilich bald, daß es kein traurigeres Geschäft giebt, als Müssige zu unterhalten, und daß die Zuschauer, denen sie so viel Ergözlichkeit zu machen suchen, nur Undankbare sind, welche ihre gute Absicht gar nicht in Anschlag bringen, und aufs strengste den guten Willen von der That trennen; daß das Publikum schwer zu befriedigen, launisch und eigennützig ist, wenig bezahlt, und viel verlangt, lachen und weinen will, ohne selbst recht zu wissen, wie man es dazu bringen soll. Ruhm und Beifall entschädigen das wahre Talent freilich für die Mühe und die Demüthi-

gungen seines Gewerbs; aber der mittelmäßige Schauspieler muß sich mit beschwerlicher und wenig einträglicher Arbeit schleppen. Der Genuß und Vortheil sind nur für das Genie; die Last und die Demüthigung ausschliessend für jenen da.“

„Kluge Eltern thun daher das Möglichste, um sich einem Eigensinn zu widersetzen, der ihre Kinder der Gesellschaft raubt, sie den nützlichen Künsten entreißt, um sie in ein bloßes Handwerk des Vergnügens zu werfen, wo man mit seiner Person bezahlen muß, natürliche Fehler schlimmer als Laster sind, wo Ordnung, Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit nichts gelten, und das Ding, welches man Talent nennt, geradezu Alles und das Höchste ist. Spricht man von einem schlechten Schauspieler, so fängt man von seinen guten Eigenschaften im Leben an, weil man nichts besseres von ihm zu sagen weiß. Auch sind die schlechten Schauspieler gewöhnlich die besten Bursche von der Welt, die alles haben, nur das nicht, was ihr Stand erfodert, und es fällt mir

immer der Mann einer Provinzialstadt ein, welcher einen Fremden in das Theater derselben führte. So wie wieder ein Schauspieler auftrat, sagte er immer: „Sehen Sie, der ist das beste Herz von der Welt; er ist die Stütze seiner ganzen Familie; er ist ein äusserst rechtschaffener Mann.“ — Das will ich wohl glauben, gab ihm der Fremde zur Antwort; aber er ist ein erbärmlicher Schauspieler. — Endlich kam einer zum Vorschein, der schlechter als alle die andern war. Der Mann aus der kleinen Stadt schwieg. Beim Henker, sagte ihm der Fremde nun, der ist der rechtschaffenste Mann in der ganzen Truppe.“

„Es ist ein schlimmes Ding, in einem Stande zu leben, wo die erste Eigenschaft nichts anders, als jener geheime Reiz, jene Kunst zu gefallen, jene Anmuth ist, welche die Natur so selten ertheilt, und keine Anstrengung sich zu erwerben vermag.“

„Als der berühmte Lecain Voltaire'n um seine Fürsprache ersuchte, um zu einem Debût auf dem Theater français zugelassen zu werden, gab

sich dieser alle mögliche Mühe, den jungen Menschen, dessen Talente er völlig kannte, von seinem Vorsaz abzubringen. Er wandte alle Wärme seiner Beredsamkeit an, ihm die Unannehmlichkeiten und Gefahren des Handwerks vorzustellen, dem er sich ergeben wollte. Lecain blieb fest; die Stimme des Talents übertönte Voltaire's seine; aber es giebt in jedem Jahrhundert höchstens Einen Lecain.“

„Was müssen erst Verwandte und Freunde eines jungen Menschen sagen, der sich für das Theater bestimmt, wenn selbst Voltaire einen Lecain von demselben abschrecken will? Wer war wärmer, leidenschaftlicher für die tragische Bühne, als Voltaire? Bis in sein höchstes Alter blieb ihm ja seine Theatermanier, gab er sich Mühe, die guten Schweizer durch sein gewaltiges Pathos weinen zu machen, während die Leute von Geschmak über sein übertriebenes Spiel lachten. Aber als er Lecain rieth, frug er seine Leidenschaft nicht; er sprach als Mann von Verstand, von Gefühl und Erfahrung, welcher wohl weiß,

wie ein andres es ist, auf seinem eigenen Schloß Komödie zu spielen, und auf einem öffentlichen Theater; vor französischen Zuschauern, die beim Eintritt bezahlt haben, und vor ehrlichen Schweizern, die man, nachdem man ihnen erst ein gutes Essen gegeben hat, noch mit einem Schauspiel beschenkt, und welche daher wenigstens mit Thränen und Beifall bezahlen müssen."

„Ich habe mich gar nicht beeilt, zu unserm Debütanten zu kommen; denn ich mag nur wenig über ihn, aber möchte sehr viel über die Leidenschaft sagen, die ihn auf die Bretter geführt hat. Seine Figur ist mehr angenehm, als ausdruksvoll und theatralisch. Sein Wuchs ist ohne Tadel, seine Stimme kraftvoll und sonor, und alle seine Mittel und physischen Eigenschaften erlauben keinen Tadel. Die Art aber, wie er den Hippolys spielt, (in Racine's Phädra) betreffend, könnte man auf ihn anwenden, was der kleine Johann von sich sagt:

Ce que je sais le mieux, c'est mon commencement.

Was er am besten spielte, war die erste Scene. Verschiedene Stellen hat er mit richtigem festem Accent und in edlem Tone gegeben. Dieser glükliche Versuch dürfte ihn aufmuntern; allein er hat sich im übrigen nicht gleich gehalten; vielleicht daß er, weil er in Handlung war, es besser machen wollte. Aber er muß wissen, daß es schon viel ist, Racine's Verse nur gut herzusagen, und oft weit mehr, als Schauspieler vermögen, die auf der Bühne ergraut sind. In der Erklärung verlohr er sich; allein in der Scene mit Theseus hatte er einige gute Momente — kurz, wenn auch nichts zeigt, daß er wirkliches Talent besizt, so verräth auch nichts das Gegentheil, und große Schauspieler haben viel schlechter angefangen."

Man sieht, wie streng man es im Theater français mit den Schauspielern nimmt, und ich habe gern diese gut geschriebene Stelle übersezt, weil man immer eine Nazion selbst sprechen lassen muß, wo es mit Richtigkeit geschieht, wie hier.

Ich möchte gerne noch Manches über dieses Theater sagen, wenn nicht schon so viel Wahres

darüber von Deutschen bekannt gemacht worden wäre. Einige Bemerkungen muß ich mir aber noch erlauben dürfen.

Was die vielseitige Ausbildung des Schauspielertalents in Frankreich verhindert, ist der Gegensaz von dem, was sie in Deutschland überhaupt verdirbt. Bei uns läßt sich ein Schauspieler zu den verschiedensten Karakteren und Gattungen gebrauchen, und wenn sich einer nicht eben so gut zum Knecht als zum König hergeben kann, so findet er sein Unterkommen nicht. Das hat dann freilich die Folge, daß die Königsrollen wie Knechtsrollen gespielt, und die Knechtsrollen so elend gemacht werden, daß einem alle Lust am Gleichheitssystem vergeht. In Frankreich aber hat jeder Schauspieler beinahe sein fest bestimmtes und genau begränztes Fach, und eine Frau kann ihr Lebenlang nichts als lächerliche alte Weiber, große Prinzessinnen u. dergl. spielen, ohne daß man ihr einmal zumuthet, eine junge Närrin und eine kleine Fürstin zu machen, so viele es deren auch giebt. Die Direkzion

unterscheidet hier so genau, daß z. B. Confidentes tragigues, grandes Confidentes, grandes Coquettes u. s. w. einzelne Fächer sind, über die sich nicht leicht jemand hinauswagt. Dadurch entsteht dann meist Einförmigkeit, und wird wirklich für das, was man in Frankreich traditions nennt, gearbeitet, indem ein vorzügliches Talent einen einzelnen Karakter manchmal so vortreflich giebt, daß er erschöpft scheint. Er ist dies aber nie, und darum wird das Ueberlieferungswesen schädlich, wie in Egypten, wo der Sohn eben gerade das leisten durfte, was sein Vater geleistet hatte. Die lange Uebung in Rollen Eines Karakters giebt dann zu vielen Lächerlichkeiten Anlaß. Die schöne Clairon z. B. hieß auch in der Gesellschaft gewöhnlich die reine de Carthage, weil sie, wo sie auch erschien, immer die Attitüde und Stimme der Dido, welche ihre vorzüglichste Rolle war, beibehielt; und Baron, der auf der Bühne ein vortreflicher König und Tyrann war, war im Leben die lächerlichste Karrikatur, weil ihm sein Rollenfach ein-

mal zur Natur geworden war. Eine andere nicht minder komische Folge ist dann der Wetteifer und Streit zweier Prätendenten um Eine papierne Krone, wie man ihn in Frankreich kürzlich zwischen der schönen Georges Weymer, und der Duchesnois erlebt hat. Das Publikum amüsierte sich freilich aufs beste mit diesem Successionskrieg; aber die Kunst verliert ihre Würde durch dergleichen Hahnenkämpfe, und die Partheiwuth brachte bei der Gelegenheit geheime Geschichten aufs Tapet, bei denen die Künstlerinnen nur gewonnen hätten, wenn sie verschwiegen geblieben wären.

Sich in Einem Karakter lange und immer bewundert zu erhalten, sollte man denken, müßte bei dem flüchtigen französischen Publikum ganz unmöglich sein. Aber es giebt Dinge, in denen die Franzosen einmal unerschütterlich sind, und ein solches ist der Glaube an verschiedene ihrer Dichter und an Schauspieler, welche einmal die Krone errungen haben. Sie gehen alsdann nicht ins Theater, wie sonst immer, um etwas Neues

zu sehen, sondern um ein oft gesehenes Kunstwerk wieder zu geniessen, und wer es wagte, etwas daran zu ändern, würde das nur mit Gefahr thun. Bei der, den französischen Schauspielern überhaupt eigenen höhern Ausbildung, und dem lebhaften Enthusiasmus, den sie erwecken, läßt der Eifer aber nicht leicht nach. Eine neue Rolle besonders wird mit der größten Wichtigkeit einstudiert, und der Dichter hat das Recht, sein Stük so lang probieren zu lassen, bis er zufrieden ist. Die Scene, welche Voltaire einst mit der vortreflichen Dumesnil hatte, kann als karakteristisch und noch immer bezeichnend gelten. Sie legte ihm in die Rolle seiner Merope noch immer nicht Wärme und Energie genug. „Da müßte man aber auch den Teufel im Leib haben, sagte sie ihm endlich ganz ärgerlich, um den Ton zu erreichen, den sie verlangen." — Ja, Mademoiselle, gab er ihr zur Antwort, den Teufel muß man im Leib haben, um in irgend einer Kunst etwas Vorzügliches zu leisten. Ja, ja, den Teufel im Leibe, sonst kann man weder

ein guter Dichter noch ein guter Schauspieler sein!

Es ist erfreulich zu sehen, wenn es jemand recht ernst mit dem ist, was er leistet, und eine andere Anekdote von der nämlichen Künstlerin dürfte in mancher Rüksicht merkwürdig sein, wenn sie auch nur beweist, daß der französische Schauspieler nicht gerade stehen bleibt, wenn auch schon sein Feld beschränkt ist. Sie befand sich eines Abends in großer Gesellschaft mit d'Alembert. Man bat diesen, verschiedene Personen nachzuahmen, worin er ein seltenes Talent besaß, und es konnte die Mademoiselle Dumesnil gar nicht beleidigen, wenn auch ihr diese Ehre widerfuhr. Kaum hatte er ein halbes Dutzend Verse auf einer ihrer Rollen recitiert, so rief sie aus: „O mein linker Arm, mein verdammter linker Arm! Zehn Jahre gab' ich mir nun Mühe, seine Ungelenksamkeit etwas zu bessern, und noch ist mirs nicht gelungen. Ich sehe wohl, daß Ihnen nichts entgeht. Ich will mir aufs neue rechte Mühe geben, aber Sie müssen mir mit Ihrem Rathe beistehen.“

Was mich im Anfang sehr in diesem Theater überrascht hat, sind die alten Kostüms auch in Rollen, die es gar nicht erfodern. Im bürgerlichen Schauspiel tritt z. B. ein Vater, ein Bedienter, ein Liebhaber immer so auf, wie sie sich etwa vor fünfzig Jahren kleideten, und das trägt dann zur Ueberladung, worüber ein Fremder gewiß in den französischen Theatern klagen muß, nicht wenig bei. Von dieser Gewohnheit sind aber die weiblichen Rollen völlig ausgenommen, und die Schauspielerinnen erscheinen in den Moden des Tages, oder in selbst erfundenen, die sich häufig dadurch zu dieser Ehre erheben. Keinem Franzosen fällt dieser Kontrast im geringsten auf, und so weit die Sorgfalt für die Kostüms sonst getrieben wird, ist sie hier gänzlich vergessen. So was ist auch karakteristisch, möcht' ich sagen, wenn man dieses Wort gar zu oft wiederholen dürfte.

Das Zusammenspielen (Ensemble) ist immer brav, und das ist ein Vorzug, der unsern Theatern meistens mangelt. Freilich ist die erste

Nothwendigkeit dabei, gut auswendig zu lernen, und wir haben einmal unsern Schauspielern erlaubt, den Souffleur als ihr eigenes Gedächtniß ansehen zu dürfen. Ferner lassen es die Franzosen nicht bei Einer Probe bewenden, und geben das Werk nicht früher für fertig aus, als bis es das wirklich ist. Bei uns hingegen ist die Probe eben das, was man sich der Direkzion wegen schon gefallen lassen muß, was man übrigens füglich entbehren kann, so lang der Souffleur noch Athem hat. Wer wird so was auch so wichtig nehmen? Es ist ja nur das Theater, wir sind ja nur Schauspieler, wir spielen ja nur für das Publikum, das uns freilich bezahlt, aber nie zu schätzen lernen wird.

In neuern Zeiten ist das Schauspielerfach bei uns durch die Einführung der Sylbenmaße erschwert worden. Indeß hat man das leicht genommen, und skandiert ins Blaue hinein, ohne nur zu wissen, daß es noch andere Füsse giebt, als auf denen Menschen und Thiere einherwandeln. Bei uns liegt nun dem Publikum wenig

daran; bei den Franzosen aber sehr viel, und es ist bei ihnen schon ein großer Vorzug, gut zu recitieren. Grandmesnil hat diesen Ruf in hohem Grade, und er wird ihm, gegen manche andere Fehler, dennoch sehr günstig in Rechnung gebracht. Im Ganzen aber scheint mir es doch, daß man in Frankreich den Rhythmus zu merklich werden läßt, und was nur Nebensache ist, zu einer Hauptsache geadelt hat. Wie oft erinnerte ich mich dabei an den Marquis d'Amezaga, welcher einst, während die Clairon ihre berühmte Rolle der Eriphile spielte, nach ihrem Sylbenfall einen Menuet übte, welchen er diesen Abend noch in einer Gesellschaft tanzen sollte. Vous avez un charmant organe pour faire danser, sagte er zu der Künstlerin, und diese war billig genug, das Lächerliche ihrer Deklamazion durch diesen Beweis zu fühlen. Es ist uns natürlich ganz gleichgültig, daß der Herr von Maurepas, des tanzenden Marquis Oheim, sich über das Kunststük seines Neffen ein Geschwür im Hals aufgelacht hat; aber es ist erfreulich zu wissen, daß

die Clairon von da an natürlicher in ihrer Deklamazion geworden ist.

Ich hätte Lust einzelne Schauspieler noch zu karakterisieren. Aber es sei an diesen Bemerkungen genug, um noch zu einigen vorzüglichen Schauspielen der lezten Monate zu kommen.

XVII.

Bruis und Palaprat,

ein Lustspiel von Etienne; auf dem Theater français zum erstenmal den 28sten November 1807 aufgeführt.

Die Erscheinung eines guten neuen Stüks ist für das hiesige Publikum von höchster Wichtigkeit. Die alten Meisterstücke der französischen Bühne sind entweder zu bekannt, oder auch in zu hohem Styl, als daß sie die heutige Menge anlocken könnten. Der Pariser will immer etwas Neues haben, und so wie ihm sein Rok nach vierzehn Tagen zur Last wird, so auch alles andere, das nicht mit der Mode wechselt. Wenn daher ein neues Stük gegeben wird, so ist das Theater immer voll Menschen, und unter diesen sind viele, die es mehr belustigt, zu pfeifen, als zu klatschen.

Ein jeder Verfasser ist daher klug genug, sich auf alle Fälle einer Parthie von Freunden zu

versichern, welche klatschen müssen, wenn auch das Stük noch so elend ist. Immer bringen sie das Publikum zuerst in die Stimmung des Beifalls, welcher natürlich nach und nach aufhört, wenn er unverdient ist, und am Ende zum allgemeinen Ausdruk der Verachtung wird. Wie viele Umstände hiebei wirken, mag ich nicht anführen; da das heutige Stük selbst im Grunde durch einen derselben motiviert ist, und das Glük hatte, den ungetheiltesten Beifall einzuerndten.

Es heißt Bruis et Palaprat, und geht somit in die seit einiger Zeit beliebte Gewohnheit ein, berühmte und unberühmte Schriftsteller Frankreichs, oder allgemein gekannte Personen vom zweiten und dritten Rang aufs Theater zu bringen. Beide Dichter, von denen ich übrigens nur den Avocat Patelin, den Muet und den Grondeur kenne, pflegten ihre dramatischen Werke gemeinschaftlich zu bearbeiten. Eine solche Gemeinschaft des Geistes sezt natürlich eine innige Verbindung der Herzen voraus, und giebt na-

mentlich dem Stük des Herrn Etienne den Vortheil, zween sehr gute Menschen unter komischen Verlegenheiten aufzuführen, und den hohen Adel eines kindlich einfältigen Gemüths mit allen Vorzügen des Geistes in einen, freilich nur für das große Publikum, starken Kontrast zu setzen. Die Begebenheit schließt sich an das Schiksal eines ihrer Stücke an. Es ist der Morgen nach der Aufführung des Grondeurs, der hier stärker als in der Wirklichkeit einst, fallen muß. Palaprat ist von Toulouse zu diesem unglüklichen Abend hergekommen, und hat unterwegs die Bekanntschaft eines Offiziers gemacht, dem er, ohne ihn zu kennen, einige Gefälligkeiten erweist. Wie sie eben im Wechselgespräch über das Schiksal ihres Stüks begriffen sind, erscheint der Offizier, um seinem neuen Freund einen Besuch zu machen, und dieser ladet ihn zum Mittagessen ein, ob sie gleich eben, wegen ihrer schlechten ökonomischen Verhältnisse beschlossen hatten, die Thüre nicht früher zu öfnen, als bis sie gesehen hätten wer es wäre, damit sie nicht von ihren

Gläubigern überfallen würden. Indeß mußte das Mittagessen bestellt werden; aber keiner von beiden will ausgehen, und jeder doch allein zu Hause bleiben, weil jeder seine Geliebte erwartet. Diese erscheint endlich; es ist die Schauspielerin, Mademoiselle Beauval, welche kommt, um ihren Freund wegen des schlechten Erfolgs des Grondeurs zu trösten, und wo beide Dichter finden, daß ihre Geliebte dieselbe ist. Auch sie wird zum Essen eingeladen, und Palaprat, dem Bruis seine Besorgniß äussert, daß es um ihr Essen überhaupt noch ungewiß aussehe, giebt ganz naiv zur Antwort:

> ..... Pour un rien tu te laisses abattre:
> Mais quand on a pour trois, on a toujours pour quatre *).

Bruis geht mit ihr weg, um das Stük für den heutigen Abend wieder zu probieren, und während Palaprat allein ist, kommt der Huissier

*) Wegen einer solchen Kleinigkeit verzagest du. Wenn man für drei zu essen hat, kann auch ein Vierter sich sättigen.

Grapin, um Bruis wegen Schulden zu arretieren. Palaprat ist sogleich entschlossen, giebt sich für Bruis aus, und läßt sich ins Gefängniß führen. Mit Grapin giebt es nun äusserst komische Scenen, welche am lustigsten werden, als Bruis selbst zurükkommt, und nur diesen noch findet. Nach einigem Irrthum erfährt er die Großmuth seines Freundes, und eilt natürlich augenbliklich, ihn zu befreien. Darüber erscheint der Offizier wieder, welcher den Huissier, wie er eben mit dem Inventar der kleinen Haushaltung beschäftigt ist, für einen Dichter hält. Er fragt ihn daher:

Puis-je vous demander le titre de la pièce,
De quel genre est l'ouvrage? Il doit être amusant.

Grapin.

Ce que j'écris, Monsieur, n'est pas du tout plaisant,
Et n'a jamais fait rire.

Der Herzog.

Alors je vous devine.
Emule audacieux de Corneille et Racine,

Vous répandez la crainte et l'effroi dans les coeurs:
Vous avez, j'en suis sûr, fait couler bien des pleurs.

Grapin.

Des pleurs! Oui, j'en conviens; mais mon état l'exige.

Der Herzog.

Vous chantez les exploits?

Grapin.

Eh, non! je les rédige *).

*) Der Herzog. Darf ich Sie um den Titel des Stüks fragen? Von welcher Gattung ist das Werk? Es muß lustig sein. — Grapin. Was ich schreibe, mein Herr, ist gar nicht lustig, und hat nie jemand lachen gemacht. — Der Herzog. Ah, ich verstehe Sie; mit Corneille und Racine wetteifernd verbreiten Sie Furcht und Entsetzen in den Herzen. Sie haben gewiß viele Thränen erregt. — Grapin. Thränen! Ja; aber mein Stand fodert das. — Der Herzog. Sie besingen Thaten. — Grapin. Nein, ich redigiere sie.

Nach und nach klärt sich das Mißverständniß natürlich auf, und der Offizier giebt eine Verschreibung für den Schuldner. Grapin ist mißtrauisch; als er aber das Papier ansieht, bemerkt er die Unterschrift des Herzogs von Vendome. Dieser ist es wirklich, und bleibt auch der Freund der beiden, ob sie ihm gleich vorher, ohne ihn zu kennen, von seinen Poesien gesprochen, und ihn gebeten haben, wenn er etwas bei dem Herzog vermöchte, ihm von der Dichtkunst abzurathen:

Et qu'a-t-il donc besoin d'une gloire nouvelle?
Peut-on, je le demande, être plus infidèle?
Bellone, tous les jours, le comble de faveurs,
Et monsieur veut encore être amant des neuf Soeurs.
Il se trompe, s'il croit arriver au Parnasse
Aussi facilement qu'il enlève une place *).

*) Und wozu hat er dann auch den neuen Ruhm nöthig? Kann man, ich frage Sie, ungetreuer sein? Bellona überschüttet ihn täglich mit ihrer

Während er indeß mit dem Huissier zu thun hat, kommt Mademoiselle Beauval, welche die Dichter durch einen Brillanten retten will, den sie einst von dem Herzog erhalten hat; und nun bemerken die Freunde erst, wer ihr Retter ist. Dieser vollendet natürlich sein Werk, und sezt sie in eine Lage, in welcher sie ohne Nahrungssorgen ihre poetischen Arbeiten fortsetzen können.

Man sieht wie glüklich die Verwickelung des ganzen Stüks ist, und wie es sogar nichts Ueberflüssiges enthält. Es stellt mehrere rein moralische Karaktere dar, welche sich in den komischsten Situazionen befinden, ohne darum selbst lächerlich zu sein, und auch nur einen Augenblik die Liebe und die Achtung des Publikums zu verlieren. Und dieß ist nichts Leichtes, und um so ehrenvoller für den Dichter Etienne, da es auf den Theatern so gewöhnlich ist, die fromme

Gunst; und doch will er auch noch der Geliebte der neun Schwestern sein. Aber er täuscht sich, wenn er eben so leicht den Parnaß zu ersteigen hoft als er eine Vestung erobert.

Gutherzigkeit mit einer guten Dosis von Abgeschmaktheit zuzusetzen.

Dieses kleine Lustspiel hat den entschiedensten Beifall erhalten, und selbst den Kritikern, welche an Sprache und Versbau nicht wenig fodern, genügt. Es ist schon sehr oft wiederhohlt worden, und ich habe die sämtlichen Schauspieler immer sehr gerne darin gesehen. Am meisten hat mir indeß der jüngere Baptiste, als Huissier, gefallen; weniger Lafond und Fleury, als die beiden Dichter, welche sie zu sehr zu Kindern machten. Damas gab den Herzog mit Würde und Leutseligkeit, und Mademoiselle Mars war ganz richtig in den Karakter der Beauval eingegangen.

Ich kann mich nicht enthalten, aus der ersten Scene ein Bruchstük auszuheben, weil es einen Theil des Theaterwesens sehr merkwürdig schildert. Die beiden Freunde sind allein:

Palaprat.

Wo hast du denn gestekt? Ich suchte gestern Abend
Dich überall, und doch konnt' ich dich nirgends finden.

Bruis.

Ich hatt' im Hintergrund von einer Loge mich
Verborgen, wo mir auch kein Wörtchen nicht entgieng.
Da blieb ich, ohne mich zu rühren, bis ans Ende.
O lieber Palaprat, welch Urtheil mußt' ich hören!
So wie der Vorhang fiel, schlüpft' ich geschwind hinaus,
Doch ein verdammtes Weib erkannte mich, und schrie:
Herr Bruis, gute Nacht! und plözlich war ich auch
Von Hunderten gesehn, und meist von jungen Leuten.
Welch ein Gepfeif war das, welch Zischen, welcher
Hohn,
Die Straße hatt' ich längst gewonnen, hört' ich sie
Noch pfeifen.

Palaprat.

Nun, das ist doch gar zu unmanierlich.
Die Herrchen nehmen's streng. Ich weiß zwar wohl,
daß sie
Das Privilegium, Autoren auszuzischen,
Erhalten, wenn sie kaum die Schule noch verlassen.
Doch Boileau hat nie gesagt, daß man dies Recht,
Das man beim Eintritt kauft, noch beim Heraus-
gehn habe.

Bruis.

Wir lassen, denke ich, Thaliens schwere Laufbahn.

Palaprat.

Ich hatte meinen Plaz in des Parterres Mitte
Gewählt.

Bruis.

Das wagtest du?

Palaprat.

Und zwar mit gutem Vorsaz,
Der Sache auf den Grund zu sehn. Kaum bin ich da,
So wird es still. Man giebt das Zeichen, und das Stük
Beginnt. Im Anfang nichts, als Beifall überall.
Vom ersten Aufzug ist das ganze Haus entzükt.
Er ist von deiner Hand; o welch ein schöner Akt!
Mich dünkt, der zweite kommt bei weitem ihm nicht nah;
Wir machten beide dran. Den dritten hörte man
Nicht aus, er ist von mir, und taugt auch ganz und gar nichts.

Bruis.

Wie du doch sprechen magst! Wir haben gleichen Antheil

Am ganzen Werk, und ist, was ich gemacht, auch besser,
So hat der Zufall nur mich freundlicher bedacht.
Mein Akt begünstigte das Komische weit mehr,
Und unter deiner Hand wär' er ein Meisterstük
Geworden. Doch dein Akt gab schwache Scenen nur,
Die, schlecht verbunden, noch sich unwahrscheinlich
lösten.
'S ist keine Handlung drin, und wenn ich mir damit
Auch noch so viele Müh gegeben, hätte besser
Das Publikum ihn doch gewiß nicht aufgenommen.

Palaprat.

Ich sagte dir noch nicht, was eigentlich zu Grund
Uns richtete. Denk dir, im ärgsten Lärm des Hohns
Steht einer da, und klatscht aus allen Leibeskräften.
Aus voller Kehle ruft er brav, sehr brav, vortreflich!
Wie arg man pfeift, es ist ihm alles zum Entzücken;
Wie sehr man lärmt und murrt, es rühret ihn nicht an,
Er klatschet muthig fort. Erstaunt von solchem Eifer
Ruft man: er hat gewiß ein Billet vom Autor! —
„Ja nicht nur Eines, zwei," giebt er dem Lärm
zur Antwort,
„Zwei die der Autor selbst mir unterschrieben hat.

„Auf hundert Thaler sind sie ausgestellt, und schon
„Sechs Monate vorbei, seitdem die Frist verfallen.
„Und dieser Abend ist die Bürgschaft meines Gelds,
„Drum nehm' ich gegen euch, wie sehr ihr pfeift,
Parthie!"
Auf diese Worte gieng der Lärmen erst recht an,
Und mit dem Vorhang ist das arme Stük gefallen.

Bruis.

Verdammter Wucherer! Es ist nur allzuwahr,
Er hat mir Geld geliehn; ich zählte auf das Stük,
Und schob die Zahlung auf, bis man es erst gegeben.

Palaprat.

O hätten wir, wie ihn, drei Gönner nur gehabt,
Es wäre uns geglükt, man hätte uns mit Lorbeern
Bedekt. Wir haben noch nicht Gläubiger genug;
Denn um des glänzendsten Erfolgs gewiß zu sein,
Behaupt' ich, kann man nicht zu viele Schulden haben.

Bruis.

Kömmt es nur darauf an, so sind wir wohl versehn.

Palaprat.

Viel sind wir schuldig, ja, und haben nichts zu zahlen.

Bruis.

Du lachst, und wahrlich mir ist gar nicht wohl zu Muth.

Ich wag' es in der Stadt nicht mehr, mich sehn zu lassen,

Und schliesse eben grad die Thüre doppelt zu,

Damit wir alle Tag nicht überfallen werden.

Palaprat.

Kommt aber nun ein Freund, so lassen wir ihn doch ...

Bruis.

Drum hab' ich in die Thür ein kleines Loch gemacht,

Und klopft man, seh' ich erst, ob ich zu Hause sein kann (man klopft)

Still! rühre ja dich nicht. Ich will erst sehn, wer's ist.

Es ist ein Offizier, er hat ein gut Gesicht.

Palaprat.

Kennst du ihn?

Bruis.

Nein, ich hab' ihn nie gesehn.

Palaprat. (sieht durch die Thüre)

Mach' auf, ich kenne ihn.

XVIII.

L'Ami de tout le monde, oder Jedermanns Freund,

ein Lustspiel von Pikard; den 22sten December 1807 zum erstenmal aufgeführt auf dem Theater de l'Impératrice.

Es ist in diesem Stük natürlich nicht von einem ächten Menschenfreund die Rede. Der, den Pikard aufführt, ist auch keiner von den schwachen Karakteren, die es mit niemand zu verderben den Muth haben. Sein Jedermanns Freund gehört unter die Klasse der gefährlichen Menschen, welche die Kunst, Menschen für sich einzunehmen, zu ihren Absichten benutzen, unerachtet der Dichter das, einer großen Karakterdarstellung würdige Gemählde weit nicht einmal dahin geführt hat, wo der bloße Schmarotzer und Schmeichler nur gleichsam untergeordnete Theille sind, und der Jedermanns Freund irgend einem

Plane nahe rükt, wie ihn z. B. der Moliere'sche Tartüffe beinahe erreicht hatte.

L'ami de tout le monde n'est point du tout mon fait, sagt dessen Misanthrop, und man muß sehr schwach sein, um dies nicht mit ihm zu denken. So lang es indeß nur auf ein gutes Mittagessen hinausgeht, so sind dergleichen Menschen zwar immer schädlich, aber niemals gefährlich.

Mich dünkt, Pikard wußte selbst nicht recht, was er aus seinem Jedermanns Freund machen wollte. Daß er Mittel genug besizt, in ihm ein Seitenstük zum Tartüffe aufzustellen, davon zeugen mehrere Scenen, und besonders der ganze erste Akt, welcher seinen Mondeur an der Frau des Portiers, dem Bedienten, dann dem Kammermädchen, dann der Frau, endlich dem Herrn, und sogar dem Sohne eines und desselben reichen Hauses mit all den kleinen Aufmerksamkeiten, Schmeicheleien, und Betheurungen wahrer Freundschaft und Theilnahme vorüber führt, mit denen sich die Herzen der meisten Menschen gewinnen lassen. Schnell aber, wie man erst die Entwicke-

lung der Zwecke, für welche so viele Mittel in Bewegung gesezt werden, erwartet, greift eine, im Grunde richtig motivierte, und gut mit dem Ganzen verbundene Liebesgeschichte ein, und enthüllt die falsche Allgefälligkeit des Jedermanns Freunds doch so, deß er selbst auf eine Art, die man ihm mißgönnen muß, beinahe das lezte Wort hat, und ausruft: „Welche Freude! Welch schöner Tag! Ich weine vor Freude; auf meine Ehre! So sind wir ja alle glüklich!“

Man möchte beinahe sagen: so vieler feinen Menschenkenntniß und Menschenbehandlung bedarf es in Paris, um hie und da ein Mittagessen umsonst zu haben! — Nein; das braucht es doch wohl bei den Parisern nicht, welche noch immer unter die gastfreisten Großstädter gehören mögen. Denn wenn es ehemals Männer gegeben hat, welche die seltensten Talente zur Aufheiterung einer Tischgesellschaft hergegeben haben, so darf man sie doch wohl keine Schmarotzer nennen, wenn sie auch gleich ihr

Couvert nicht bezahlten. Selbst der berühmte Fontenelle war einer von diesen, um den sich die Gesellschaften sogar noch in seinem höchsten Alter gestritten haben, und Piron's grausamer Wiz konnte sich ja bei seinem Leichenzug, dem er gerade um die Zeit des Mittagessens begegnete, des inhumanen Scherzes nicht enthalten: „Das ist das erstemal, daß Fontenelle um diese Stunde sich sehen läßt, ohne zu einem Mittagessen zu gehen, das ihn nichts kostet.“ Allein die Eitelkeit dieser Männer fand sich durch das allgemeine Bestreben, sie bei sich zu sehen, zu sehr geschmeichelt, um diesen Einladungen zu widerstehen. Sie sprachen, wie ein Schriftsteller sagt, bei der wohlbesezten Tafel über Moral und Politik; waren nicht Jedermanns Freunde, aber Feinde von Jedermann, der nicht, wie sie, dachte.

Unter diese Klasse gehört Mondour nicht. Er bezahlt nicht mit Wiz und Geist, sondern mit Anschmiegung an die Schwachheiten der Reichen und mit Schmeicheleien. Er erscheint mit einem

Regenschirm unter dem einen Arm, mit einem Pak Broschüren unter dem andern, einem Blumenstrauß in der Hand, und Spielzeug und Confitüren in der Tasche. Er will also jedem Gliede des Hauses etwas Angenehmes mitbringen, und entschuldigt sich, nachdem er erst die Frau des Portiers gewarnt hat, nicht aus ihrem Zimmerchen wegen ihm herauszugehen, weil die Luft sehr feucht sei, und sie sich leicht erkälten könnte, gegen den Bedienten, Joseph, daß er ihm keine Theaterbillets mitgebracht, wie er ihm versprochen hat. Daß er ein armer Teufel ist, erkennt man schon aus seiner Antwort, die er diesem giebt, als er ihn um seine Wohnung fragt. „Ich wohne sehr weit weg, mein Freund; Er darf sich nicht zu mir bemühen... Ich stehe gar frühe auf, finde mein Frühstük schon von meiner guten Schwester für mich zubereitet, welche für Alles, was ich von ihrer Jugend an für sie gethan habe, gar dankbar ist. Ich gehe in eine sehr gut gewählte Gesellschaft, die aus lauter Freunden von mir besteht, und lese die

Zeitungen. Bin ich damit fertig, so hab' ich immer irgend einen Gang zu machen, etwas einzukaufen, einen Künstler zu besuchen, einen Fremden irgendwo hinzuführen; oder es ist eine Parade, eine Ceremonie, eine Uebung im Conservatorium. Ich esse bei einem guten Freund zu Mittag, der mich dann in das Schauspiel oder ins Athenee führt; ich bringe den Rest des Abends bei einem andern guten Freund zu, und gehe spät zu Bette. Da sieht Er denn, daß ich nie zu Hause bin."

Natürlich ermangelt er nicht, auf diese Weise jedermann im Hause für sich zu gewinnen. Madame Daligny klagt ihm daher über ihren Gatten, und bittet ihn, ihm Vorstellungen zu machen, daß er ihr stärkere Nadelgelder aussetzen möchte; Herr Daligny eröfnet ihm seine Besorgnisse um seinen Sohn, der in ein Mädchen ohne Stand und Vermögen verliebt ist; und Paul, der Sohn, spricht ihn um Besorgung seiner Liebesgeschichte und um Vorsprache bei seiner grausamen Geliebten an. Natürlich verspricht er

überall das beste; thut so viel, um es bei keinem zu verderben, und hat immer die schönsten Versicherungen seiner Freundschaft im Munde. Unglüklicher Weise erscheint aber Courville, ein ehemaliger Freund von Daligny, der sich wegen einer Kleinigkeit mit ihm entzweit hatte, wieder. Dieser ist indeß durch das Unglük klug geworden, und kommt mit einem großen Vermögen, aber mit ganz andern Ansichten der Menschen zurük. Er will sich also mit Daligny versöhnen, warnt ihn aber zugleich vor Mondour, als einem Menschen, der nach jedes Sinne spricht, und überzeugt ihn nicht ganz, bis es sich erst entwickelt, daß ein braves, aber unglükliches Mädchen, welches Madame Daligny in Dienst genommen hat, Mondour's, von diesem sehr vernachläßigte Schwester, und Courville's Verwandtin ist. Dieses Mädchen war durch List des jungen Pauls, ohne es selbst zu wissen, in den Dienst seiner Mutter gebracht, weil er sie liebt, und das Stük endigt damit, daß sie der reiche Courville als Tochter annimmt, sie Pauls Braut wird, und Mondour

wenigstens die Aussicht hat, um als naher Verwandter in einem Hause eine Tafel zu finden, die er sich vorher durch viele niedrige Gefälligkeiten erlaufen mußte.

Es ist sehr Schade, daß Mondour's Karakter gleichsam nur skizziert, und nicht in einem vollständigen Gemählde durchgeführt ist. Natürlich sieht man das Stük doch mit größtem Interesse, und bedarf es kaum des braven Spiels von Vigny, Clozel und Barbier, und der Damen Adeline und Moliere, um Vergnügen dabei zu finden. Pikard's Arbeiten haben alle das Verdienst, die Sitten und den gegenwärtigen gesellschaftlichen Geist der Hauptstadt zu schildern, und gewinnen damit ein doppeltes Interesse für den Fremden. Wenn daher Mondour's Zusammentreten mit einem alten bekannten Duclos, der als Schreibmeister sein Brod verdienen muß, vielleicht ein *Hors d'œuvre* ist, so hat es für uns den Werth, daß der Jedermanns Freund in diesem Gespräch seine Handwerksgriffe selbst angiebt, und in sofern wird man es, wie ich hoffe, nicht ungern in deutscher Uebersetzung lesen.

Mondour.

Wie? Du hier, mein Freund Duclos?

Duclos.

Irr' ich nicht, so bist du's, mein lieber Mondour. Was machst du denn in diesem Hause.

Mondour.

Ich, mein Freund? Ich bin der vertraute Freund des Herrn Daligny.

Duclos.

Ach, mein Freund, ich bin nur der Schreibmeister seines Töchterchens.

Mondour.

Wie kommts, daß du mit dem Geist, mit den Mitteln, die ich in der Schule an dir gekannt habe, nicht weiter, als zum Handwerk eines Schreibmeisters gelangt bist?

Duclos.

Ach, mein Freund, ich habe viel Unglük erfahren. Du weißt, daß mich meine Kameraden in der Schule immer nur den Trozkopf nannten, und meine Eltern sagten, ich habe Karakter. Das stieg

mir in den Kopf; ich wollte mich in der Welt dadurch in die Höhe schwingen, daß ich den Tadler machte. Auch sparte ich gegen niemand die Wahrheit. Wenn ich Freundschaft für jemand hatte, so war ich nicht im Stande, ihm seine Fehler zu verbergen; da geschah es dann, daß ich bald keinen Freund mehr hatte. Rechtschaffene Leute versprachen mir ihre Protektion; ich hielt es für eine Beleidigung gegen sie, ihnen den Hof zu machen, und so blieb ich sitzen. Einmal erhielt ich ein Amt, und ließ mir einfallen, meinem Vorgesezten zu sagen, daß jedesmal, wenn er auf dem Büreau wäre, ein junger Offizier seine Frau besuchte. Den andern Morgen bat er mich, meine Entlassung zu nehmen, welches so viel war, als ob er mir sie gegeben hätte. Ich besaß etwas Vermögen; das habe ich aufgezehrt, und so bin ich nun, was du siehst.

Mondour.

Ein schönes Mittel, vorwärts zu kommen, den Leuten die Wahrheit zu sagen! Einfältiger Mensch!

Duclos.

Das ist aber doch recht so.

Mondour.

Da hab' ich einen ganz andern Weg eingeschlagen.

Duclos.

Das seh' ich wohl, weil du der vertraute Freund eines so reichen Manns, wie Herr Daligny, bist. Du hast also dein Glük gemacht?

Mondour.

Das gerade nicht, denn ich habe noch immer nicht mehr, als 2400 Livres Einkommen, und davon muß ich meiner Schwester die Hälfte abgeben, wenn sie sich verheirathet, oder majorenn wird.

Duclos.

Du bist also doch förmlich eingerichtet?

Mondour.

Nein, mein Freund, wenn du anders das nicht so nennen willst, daß ich der Hausfreund in den besten Häusern von Paris bin.

Duclos.

Schöne Einrichtung!

Mondour.

Nicht so übel, mein Freund. Denn troz meiner

geringen Einkommen geh' ich beinahe mit lauter Millionairs um. Ich bin mit ihrer Gesellschaft recht an meiner Stelle, bin gesucht, geliebt, fetiert, bringe den Sommer auf den Landhäusern meiner Freunde zu, erscheine auf allen Spaziergängen im Wagen oder Kabriolet eines meiner Freunde, habe im Theater immer einen Plaz in der Loge eines Freunds, und gebe höchstens des Jahrs zweimal den Commis und Sekretairs derselben bei einem Restaurateur zu essen. Sonst habe ich keine Ausgabe, als für meine Kleidung, welche immer mehr reinlich, als elegant ist, für einige kleine Geschenke, und ein sehr enges Quartier; denn ich gehe zu jedermann, und lasse niemand zu mir kommen.

Duclos.

Wie zum Teufel hast du's denn angegriffen, um dich so einzunisten?

Mondour.

Vor dir, als einem alten Kameraden, hab' ich kein Geheimniß. Die Sache ist eine natürliche Folge meines Karakters. Ich fühlte mich nie versucht, zu widersprechen, und aus Ueberlegung ent-

schloß ich mich, alles zu billigen. Ich gewöhnte mich, andern eine Menge kleiner Dienste zu leisten, die mich nichts kosten. Ist ein Plaz vakant, so such' ich ihn, nicht für mich, sondern für einen Freund. In dem einen Haus mach' ich die Honneurs; in dem andern schaff' ich die Liqueurs an, und rühme den Wein. Ich schlage mich nie; bin aber oft Zeuge bei Schlägereien. Ich gehe zu Leuten, die einander hassen, aber mich dennoch lieben. Zur Zeit der Revoluzion nahm ich keine Parthie, und jeder glaubte, daß ich von der seinigen sei. Da sieh einmal her, das sind meine Einladungen für diese Woche. Heute hier, morgen bei einem Fremden, dem ich einen berühmten Spottvogel zuführe, welcher mein Gevatter ist. Am Donnerstag bei einem reichen Kaufmann, der gerne eine Sängerin hört, die ich protegiere; am Sonnabend bei einem General, der mich um eine kleine Allegorie für den Geburgstag seiner Frau ersucht hat.

Duclos.

Glüklicher Mondoux!

Mondour.

Ja wohl glüklich, mein Freund. Mein Leben ist thätig, und ich unterhalte mich vortreflich. Dabei hab' ich immer sehr angenehm zu kalkulieren. Wünscht einer meiner Freunde etwas zu besitzen, das wenig kostet, so bin ich gleich bei der Hand, ihn damit zu überraschen. Natürlich freut ihn meine Aufmerksamkeit, erkundigt er sich nach meinem Geburtstag, und kommt mir mein kleines Geschenk zehnfältig wieder herein. Ich öfne nie den Mund, ohne den Leuten etwas angenehmes zu sagen, ich lache gegen den Bedienten, der mich anmeldet, und gegen den, der mir einschenkt.

Duclos.

Wie? Selbst gegen die Bedienten?

Mondour.

O mein Freund, die Bedienten sind die Herren der Herren. Wer mit dem Kammerdiener nicht gut steht, der findet den Herren nie zu Hause. Von wem das Kammermädchen bei der Toilette nicht gut spricht, der ist ein schlechter Gesellschafter, welchen man nicht bei sich sehen will. Auch sind

die Neujahrsgeschenke immer mein Ruin. Das sezt mich aber doch nicht in Noth. Nur gestern war ich um diese Stunde etwas in Verlegenheit, weil ich im nämlichen Kirchspiel zu einer Hochzeit und zu einer Leiche geladen war. Bei der Hochzeit mußt' ich lustig sein, und bei der Leiche weinen.

Duclos.

Das ist nicht leicht.

Mondour.

Ich mache das so gut es geht, und dann kommt so was auch nicht alle Tage vor.

XIX.

Théatre de la Gaîté.

Lustig geht es hier zu, das ist wahr — aber welche Lustigkeit? Es gehört ein Talent dazu, dergleichen Narrenspossen zu machen; aber es gehört auch eines dazu, um sie unterhaltend zu finden.

Es sind übrigens nicht wenige, die lezteres Talent besizen, und dieses schmuzige, niedrige, stinkende Theater ist immer voll Menschen. Was giebt man denn da für Stücke? Wird man fragen.

Den Ochsenfuß, den Kaninchenschwanz und den Hammelsschlegel. Leztern hat sogar ein Kritiker unsterblich genannt; aber so ein Kritiker ist unsterblich, wie Philostratus; denn es ist unmöglich, stärker gegen den guten Geschmak zu sündigen, als hier geschieht.

Freilich weiß nun noch niemand, was an diesem Kaninchenschwanz und seinen Genossen ist. So

höre dann jedermann, daß in drei der beliebtesten Stücke dieses Theaters ein Ochsenfuß, ein Kaninchenschwanz und ein Hammelsschlegel die Hauptrolle spielen, d. h. daß sie die ganze Geschichte, oder vielmehr das ganze Mährchen bewegen.

Viel für einen Kaninchenschwanz! wird man sagen. Ja wohl viel, wenn er ein großes Publikum, welches in seinem Nazionaltheater das erste Theater der Erde zu besitzen wähnt, so zu bezaubern versteht. Wahrlich sie müssen sich dort sehr langweilen, wenn sie im Theater der Lustigkeit zu lachen kommen.

Hier ist der französische Kasperle, und vielleicht nicht einmal so launig, wie der deutsche; aber in Zweideutigkeiten und Verletzung guter Sitten und Grundsätze giebt er ihm nichts nach. In so was übertreffen sich die Menschen bald nur zu leicht, und wenn sie im Vernünftigen und Guten noch so langsam fortschreiten, so machen sie in der Thorheit und im Laster Riesenschritte. Dies ist von jeher so gewesen, und wird auch immer so bleiben, bis der große Tag zu Ende ist, den die Menschheit zu leben hat.

Wunder geschehen hier, aber noch keine, die den Abend verkündigen. Denn wenn die Fee Mirza dem Harlekin einen Kaninchenschwanz an die Müze befestigt, der ihm aus allen Verlegenheiten hilft, so ist das nur auf die theatralische Leichtgläubigkeit berechnet. Diese gefällt sich im Abgeschmakten am allermeisten, und das Possierliche besteht gerade darin, daß sie ihm einen Kaninchen- und keinen Phönixschwanz gegeben hat, welcher doch wenigstens eine Seltenheit wäre.

In diesen Stücken dreht sich der Spaß immer um einen alten leichtgläubigen Vater, oder Oheim, deren es freilich viele in der Welt giebt, ein verliebtes Mädchen, welches gerade keine Seltenheit ist, einen verschmizten Liebhaber, den man wohl auch zuweilen findet, einen tölpischen Nebenbuhler, der gewiß nicht ausbleibt, wenn man eine hübsche Geliebte hat, und einen plumpen, naschhaften, bald treu ergebenen, bald boshaften, immer furchtsamen, und doch unaufhörlich prahlenden Bedienten, den man ein für alle-

mal in diesen Stücken Gilles gekauft hat, um aller Weitläuftigkeiten mit einem so dummen Gesicht für alle Zukunft überhoben zu sein.

Der Alte, welcher natürlich immer betrogen wird, heißt Cassander, das Mädchen, welches ihn betrügt, Colombina, der Liebhaber, der ihn zum besten hat, Harlekin, und der Nebenbuhler, der am Ende ausgelacht wird, zur Entschädigung wenigstens der schöne Leander. Die übrigen Personen kommen unter ihren Standesbenennungen, und die Fee läßt sich meist Mirza heissen, weil es im Grund ganz gleichgültig ist, wie ihr Name klingt, wenn sie nur eine Fee ist.

Daß es aber bei alle dem nicht an Sylphen, Gnomen, Genien, Nymphen, Teufeln und Engeln fehlt, kann jeder denken, der auch nur ein wenig Religion im Kopf hat. Die Nymphen sind erträglich, wenn sie sonst hübsch sind; ist dieß nicht der Fall, so achte ich sie um kein Haar besser, als die Teufel. Im Ganzen sind sie aus Einer Klasse, meist Vetter und Basen durch einander, und armes Volk, das sich für seinen

Unterhalt metamorphosieren läßt, wozu es nur immer brauchbar ist.

Alle Künste vereinigen sich in diesen Schauspielen. Mahlerei, Musik, Tanz, Deklamazion und alles, was nur die Sinne rühren kann. Weil man aber die Flüchtigkeit der Sinneneindrücke nur zu gut kennt, so sorgt man dafür, sie so viel möglich zu vervielfältigen, und mit größrer Raschheit einander nachfolgen zu lassen. In dem Kaninchenschwanz, den ich vor mir liegen habe, verändert sich die Scene wohl zwanzigmal, und das Stük würde die Pariser rasend machen, wenn sie sich zweihundertmale veränderte. Dabei kommen Elephanten, Löwen, Drachen und andere ähnliche Unthiere zum Vorschein, und muß sich von Zeit zu Zeit ein Tableau général zeigen, worauf es donnert und blizt, oder ein Feenthron mit Gruppen, oder Chöre sich zeigen — kurz es muß alles sein, nur nicht wahrscheinlich und vernünftig.

Es ist eigentlich, als ob die Franzosen sich in diesen Stücken über alle ihre dramatische Kunst-

strenge lustig machen wollten. Wie die Einheit des Orts beobachtet wird, hat man im Vorigen gesehen. Der Einheit der Zeit ergeht es nicht besser. Karaktere sind gar keine da, die Intriken nur durch Wunder und Verwandlungen motiviert, der strenge Rhythmus und die reine Sprache jedem Solöcismus u. dergl. aufgeopfert. Dieses Theater ist also die Karikatur des Theaters francais, so plump, als sie nur immer in dem regellosen Reich der Karikatur möglich ist, so ausgelassen, als es die Polizei nur immer dulden kann, so lustig, daß man vor Mitleid weinen möchte — das ist das Theater der Fröhlichkeit!

Um sich von dem Wiz dieser Stücke eine Vorstellung zu machen, lese man einmal diesen Brief aus dem Kaninchenschwanz, den der schöne Leander an den alten Cassander schreibt.

„Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um Sie zu benachrichtigen, daß ich mit meinem Pferd das Vergnügen gehabt habe, in dem Wirthshaus zum gelehrten Esel, vor den Thoren der Stadt

ans Land zu steigen, wo ich eben einen kleinen Trunk auf Ihre Gesundheit thue, um mich von den unglaublichen Beschwerlichkeiten auszuruhen, die eine unausbleibliche Folge einer inexpugnable Voyage sind. (Wer vermag solchen Unsinn zu übersetzen?) Mein Herz ist ein Vulkan, der alles, was um ihn ist, verbrennt. Mein Herz fliegt den Reitzen der himmlischen Isabelle entgegen, und um mein Herz nicht aus den Augen zu verlieren, galoppier' ich auf meinem englischen Pferde hinter ihm her, und zeige ihnen einen empfindsamen konvekzionnierten Tochtermann in der Person des zärtlichen und leidenschaftlichen

Follichonno-Leander von Percha."

Wie ich nur so etwas nachschreiben kann! Aber man sieht dergleichen Dinge nie ungestraft, und es ist nichts Wahreres, als was Karl Vanloo einst jemand antwortete, der ihn frug, warum er nie in die kleinen Schauspiele gehe: „Ich liebe die Possen und die Possenreisser nicht, und denke immer, daß das An-

sehen solcher Erbärmlichkeiten nach und nach zu eigener Mittelmäßigkeit führt.“

Mag jeder die Anwendung davon auf die Pariser, auf sich selbst und auf mich machen!

XX.

Kranachs Gemählde der Verjüngungsquelle der Nymphe Juvenca. Ein Gespräch.

A. Da sehen Sie einmal, was es um den Ausdruk: Geschmak des Publikums! ist. Das schlechteste Gemählde der Sammlung zieht die meisten Beschauer an.

B. Sind wir nicht auch darunter?

A. Am Ende mögen wir auch um nichts besser sein, als die andern.

B. Sie sind doch wenigstens ein unpartheiischer Tadler, wie ich sehe. Aber glauben Sie wirklich, daß es das Kunstwerk ist, was alle diese Gruppen um das Gemählde versammelt?

A. Warum nicht? Sehen Sie nicht, wie komisch man jenen Doktor findet, welcher mit seiner Brille begafft, was man selbst ohne Brille nicht sehen soll?

B. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich auch

darüber lachen mußte, als ich ihn zum erstenmal sah.

A. Da haben Sie wenigstens vielen Frohsinn verrathen.

B. Wohl mir, wenn ich ihn habe! Ich bin übrigens weit entfernt, dieses Gemählde ein Meisterwerk zu nennen.

A. Dieser Name, lieber Freund, kommt vielen der verdienstvollsten Arbeiten nicht einmal zu. Aber es ist ein Unterschied zwischen, alle Kunstfoderungen erfüllen, und gar keine.

B. Lezteres möchte doch bei diesem Gemählde nicht der Fall sein.

A. Völlig, sag ich Ihnen: wenn Sie anders es nicht für eine Kunstfoderung ansehen, daß man die Figuren auf die Beine, und nicht auf die Köpfe stellt.

B. In das A B C der Kunst gehört auch das; aber dieses Gemählde hat einen Vorzug, welchen nur wenige andere Kunstwerke dieser so reichen Sammlung besitzen.

A. Ich bin doch begierig, welchen?

B. Den, daß es allgemein verständlich ist, oder wenn Sie es etwas gesucht ausgedrükt wollen, daß es sich rein ausspricht.

A. Das ist der Vorzug aller Darstellungen aus dem gemeinen Leben. Sehen Sie nur z. B. diese Niederländer an. Sie geben's mit Händen zu greifen.

B. Auch diese Männer haben ihren Werth. Können Sie die Seligkeit der Trunkenheit besser ausdrüken, als hier geschehen ist?

A. Nicht nur die Seligkeit, selbst die Verdammniß der Trunkenheit. Sie brauchen nur den Kerl anzuschauen, der mit dem Kopf gegen den Baum gestüzt, uns Dinge sehen läßt, welche man vor seinen Freunden geheim hält, weil man ihnen keinen Ekel erregen will.

B. So was ist belehrend, es schrekt ab, wirkt gute Vorsätze.

A. Es gebricht auch der schlimmsten Sache nie an Gründen, und die allerschlimmsten nehmen ihre Zuflucht gewöhnlich zur Moral, so wie die Religion einen Teufel erfinden mußte, um auf

ihn alle Schuld der menschlichen Vergehungen zu wälzen.

B. Ich will mich durch Vertheidigung einer schlechten Sache nicht gerne verdächtig machen. Nur kann ich Kranachs Gemählde nicht so gerade zu verdammen lassen.

A. Keine Barmherzigkeit, wenn er gleich unser Landsmann ist. Wir können uns bei den schönen Dürers wieder für diesen verlohrenen Sohn schadlos halten.

B. Es ist so hart, auch nur ein Schaf von seiner Heerde zu verlieren. Ich will sehen, ob ich dieses nicht retten kann. Ich behaupte also noch einmal, daß der Hauptvorzug dieses Gemähldes in seiner Verständlichkeit liegt.

A. Neben den Niederländern können Sie das unmöglich behaupten.

B. Ja, ich behaupte es. Diese haben die Scenen des gemeinsten Lebens dargestellt, und da wird die Gemeinheit selbst am verständlichsten. Hier aber ist eine bloße mythische Fantasie versinnlicht, die den schönsten Gegenstand für den

Dichter darbietet, und den allerschwersten für den Künstler. Und Sie müssen gestehen, daß Kranach die Allegorie so klar als möglich gegeben hat.

A. Nichts ist leichter als die Allegorie, so bald sie sich alles erlauben darf.

B. Hat sie sich denn hier zu viel erlaubt?

A. Ja, denn sie hat ihren Gegenstand nur von der niedrigsten Seite aufgegriffen, und die Sehnsucht nach der Jugend nur wie die, jedem Karakter natürliche Sehnsucht nach Gesundheit behandelt. Ausserdem, daß der Gegenstand gar nicht in den Kreis der Kunst paßt, so bald er Formen nöthig hat, welche die Schönheit verschmäht.

B. Sie werden doch dem Alter die schönen Formen nicht absprechen wollen?

A. Mit Einschränkung. Den weiblichen Formen immer; und den männlichen nur da nicht, wo die Würde sie neben die Schönheit stellen kann. Aber gerade solche Formen sind dem Künstler für ein solches Gemählde völlig unnüz. Ein

würdiges Alter braucht sich nicht nach der Jugend zu sehnen, weil man die Vergangenheit nur dann wieder zurükwünschen darf, wenn man sie zu bereuen hat, nie aber, wenn man durch ihre Schule völlig belehrt, das Ziel erreicht hat, dem eine schöne Jugend sich immer entgegen zu bilden sucht.

B. Das ist traurig! —

A. Sehen Sie darum, wie unglüklich der Gegenstand dieses Gemähldes ist. Er macht aus einer ernsthaften Wahrheit, der Sehnsucht nach einem Lebensalter, das man unwürdig verlebt hat, und das man würdig verlebt haben muß, um das Alter erträglich zu finden, eine bloße Komödie, einen elenden Scherz, den die Kunst verabscheut, und den man in einem einfachen Zeitalter, wie Kranachs seines war, der bloßen Seltenheit des Gegenstandes selbst wegen, oder in dem unsrigen der lüsternen Fantasie vorstellen kann, welche selbst mit dem Ekelhaften zu spielen gesunken genug ist.

XXI.

Sittengemählde aus Frankreich.

Les Artistes jugés par leurs pairs.

Ich gieng ins Museum, bewaffnet mit den kleinen Büchern, die man aussen verkauft, und dem grossen, welches man im Salon ausbietet. Stük für Stük wollte ich die Produkte unserer besten Künstler durchgehen, und mein Urtheil über sie fixieren. Ich hatte meine Zeit schlecht gewählt. Es war ein Sonntag, und da unter einem Haufen von Neugierigen, Maulaffen und dergl. allein den Beobachter zu machen, ist keine kleine Aufgabe. Halb Paris war im Salon. Ich trete herein, und will mich vor die Balustrade stellen. Aber das ist unmöglich, da sind schon Leute genug. Alles drängt sich herbei, ich werde von allen Seiten gestossen, geschüttelt, ich sehe ganz und gar nichts, aber ich bemerke doch, daß die Leute, von welchen ich reden will,

sich aufs Sehen verstehen. Sie hatten recht eigentlich ihre Stärke darin, jedermann zu verwirren, und nur sich selbst nicht. Ich gab es also auf, mich vorzudringen, und ließ mich von dem Menschengewühl fortbewegen. Ich hatte auch einige Augenblicke Genusses, ich hörte ihnen zu, und fand ihre Unterhaltung sehr originell. Ich entschloß mich daher, ihren Urtheilen zuzuhören, und mich für heute an das zu halten, was von denen gesagt wurde, welche die Kunstwerke näher im Gesicht hatten.

Siehst du diese Mutter da? sagte einer. Sie liegt mit ihrem Kind an dem Grabe ihres Gatten auf den Knien. Sie mag eine brave Frau sein; aber das ist kein Pariserkostüm, sie muß eine Fremde sein. Man braucht ja nur ihre Haare anzusehen, kein Diadem à l'antique, keine Brillanten; und das kleine Männchen da in einem seidenen Rok, das ist ja wie im Jahr 1789. Wenn es eine Französin ist, so hat sie wahrlich wenig Geschmak.

Was hältst du von dieser Familie? Gefällt

dir dies Gemählde da? — Auf meine Ehre, schreit der andere, seh' nur die Stiefeln an; bei Gott! Colmant, der Erfinder der Stiefeln ohne Nath, hätte sie nicht besser machen können.

Da sieh einmal jenes Mädchen an, das ist der schönste Anzug. — Du scherzest; siehst du nicht, daß sie im Begriff ist, ins Bad zu steigen. — Du meinst, daß sie aus dem Bad steige; sie ist ja ganz nakt. — Nun, und darnach willst du urtheilen? Sind denn die Frauenzimmer auf dem Spatziergang nicht eben so nakt, als im Bade? — Nun ja, das ist schon zwei Jahre her; aber gegenwärtig zeigen die Frauen nichts als den Hals, die Arme, den Busen, die Schultern und die Beine. — Und das Uebrige drükt sich so genau aus, als ob man es selbst vor Augen hätte.

Ah, ah! da seht einmal den hübschen jungen Menschen an! — Welchen, den im großen Galla dort? — Bewahr Gott, nein, den jungen Menschen, welcher seinem Vater mit einer Miene von Gehorsam und Ehrfurcht zuhört, wie er ihm

eben eine Lection giebt. — Der Junge, eine Lection von seinem Vater? — Das ist nicht nach der Mode, sag' ich dir, ich verstehe mich darauf; ich bin nicht umsonst Künstler.

Ah, meine Herren, die schönen Pferde müssen sie ansehen! die sind von M. Vernet. Wie gut gehalten! Ich bin auf der Promenade von Longchamp, in den Alleen von Bois, im Lanclagh, im Cirkus von Franconi gewesen, und habe auf meine Ehre keine schönern Pferde dort gesehen, als diese sind. — Der sieht nur auf die Pferde! Nun und die Menschen, die Landschaft, die Anordnung des Gefechts? Das ist vollendet! — Nicht zu viel; es ist ja nur eine Skizze. — O was wird erst das Gemählde sein, wenn es einmal fertig ist?

Sie sind entzükt, meine Herren; aber sehen sie erst einmal gerade vor sich hin, welchen Schimmer, welche Farben, welche Mahlerei; es ist so blendend, daß es einem im Auge weh thut. Ach, die schönen egyptischen Kostüms! welche Drapperien! welche Nüancen! In diesem Ge-

mählde ist was für die Künstler zu lernen; wahrhaftig, zwanzig neue Turbans für die nächste Vorstellung, und zehen neue Manieren, einen Shawl auf dem Kopf zu verändern, oder über die Schultern zu werfen.

Was giebt's denn dort in jener Ecke, daß sich alles versammelt? Drängen wir vor, meine Herren! — Unmöglich, wir können nicht hin. Es ist die Zeichnung von Isabey; die Ecke wird keinen Augenblik leer. Ich möchte wohl auch einen Blik darauf werfen; man sagt, es sey eine Frau voll Anmuth, Sanftheit und Majestät. — Aber wir kommen nicht vorwärts; ich will die Zeichnung mit Bequemlichkeit sehen, und komme lieber ein andersmal wieder.

Sehen wir die Frau an, welche Karten schlägt. — Auf meine Ehre, wir haben deren so viele in Paris, daß man diese hier wohl hätte weglassen können. Seit die schöne Welt zu diesen Damen geht, bleib' ich weg, und wahrlich es hat mir nie Glük gebracht.

Nun, und was stellt denn jene lustige, pikante

Figur vor? — Die kennst du nicht? Das ist der Verfasser der petite ville, des Collatéral. — Ach, ja, ja. —

Und das alte Weib, welches wie ein Mädchen gekleidet ist? —

Wo denn? — Nro. 286. — Pfui Henker, wie häßlich! — Ich sehe hin, und kann mich nicht enthalten, mit auszurufen: wie häßlich! — Wie, schon Mittag? Poz tausend, Monsieur Floridor wartet auf mich, ich muß ihm ein paar neue Schuhe bringen. — Du erinnerst mich an das Ponceaukleid, das ich Madame de Puceval versprochen. — Und ich muß aufrufen: Ah, meine Herren, ihr seid also Schuster, Schneider! Es ist gleich viel; manchmal urtheilet ihr so übel nicht, und die Mahler würden vielleicht durch ihres Gleichen nicht besser beurtheilt werden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt.

1.	Anstalt für Blinde . . .	Seite 1.
2.	Anstalt der Taubstummen . .	13.
3.	Der Jardin des Plantes . .	24.
4.	Die Almanache von 1808 . .	44.
5.	Den 10. December . . .	78.
6.	Florians Jugendjahre, von ihm selbst geschrieben	89.
7.	Ueber der Frau von Genlis neuesten Roman, und über die Grausamkeit der weiblichen Schriftsteller . .	101.
8.	Glükseligkeit der franz. Schriftsteller	122.
9.	Beendigung des Louvre's . .	132.
10.	Fortsetzung von Davids neuestem grossen Krönungsgemählde . .	144.
11.	Hors-d'œuvres	152.
12.	Paris für den Neuling . . .	155.
13.	Die Theater	174.
14.	Die große Opera, oder l'Académie impériale de Musique . .	191.

15. Die große Oper la Vestale, mit ihrer Parodie la Marchande des modes 199.
16. Das Théatre français . . . 226.
17. Bruis und Palaprat, ein Lustspiel von Etienne; auf dem Théatre français zum erstenmal den 28. Nov. 1807 aufgeführt . . 250.
18. L'Ami de tout le monde, oder Jedermanns Freund, ein Lustspiel von Pikard; den 22. Dec. 1807 zum erstenmal aufgeführt auf dem Théatre de l'Impératrice . . 264.
19. Théatre de la Gaîté . . . 279.
20. Kranachs Gemählde der Verjüngungsquelle der Nymphe Juvenka; ein Gespräch . . . . . 287.
21. Sittengemählde aus Frankreich . 293.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Uklanski, Carl Theodor <<von>>,

Ansichten von Paris

Bd.: 1

Zürich (1809)

Gall.sp. 7-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10426185-2